

...der Abonnent und eine zum gleichen Haushalt gehörige mitversicherte Person sind bei der Deutschen Lloyd Lebensversicherungsbank A.-G. Leipzig C1, Markt Nr. 2, mit den in der Bekanntmachung im Textteil dieses Blattes angegebenen Leistungen versichert.

Ostpreussische Sonntagspost

Einzelnummer

15 Rpt.

Verlag, Schriftleitung und Hauptgeschäftsstelle:
Königsberg i. Pr., Theaterstr. 11/12, Fernr. 39470.
Postcheckkonto: Königsberg i. Pr. 883. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Bezugspreis der Ausgabe B: d. Boten 65 Rpf. monatlich (einschl. Beförderungskosten), durch Post monatlich 65 Rpf. (einschl. 8 Rpf. Postzeitungsgebühr), dazu 6 Rpf. Zustellgebühr. Wochenbezug im Stadtgebiet Königsberg 15 Rpf.

8. Jahrg. **Ausgabe A** Nr. 36
mit Versicherung
Königsberg Pr., den 8. September 1935

Anzeigenpreis: Die dreizehnm-Zeile 5 Rpf. Die viergespaltene Zeile 20 Rpf. Nachschaffel B, klammervorschrift 25% Zuschlag. Offertengebühr 1 Rpf.

Grundschrift Nonpareille. Schluß der Anzeigen - Annahme Mittwochs. Für bestimmte Größe, Tag und Platz keine Gewähr. Erfüllungsort Königsberg i. Pr.

Der Lawrence des Petroleums

Wer ist F. W. Rickett? — Rätsel um die abessinische „Konzessionsgesellschaft“

Nach Meldungen aus Addis Abeba beabsichtigte Abessinien, auf 75 Jahre seine Bodenschätze, vor allem Petroleum, an ein englisch-amerikanisches Konzortium zu verpachten. Dieses Abkommen rief den energischen Protest Italiens hervor. Auf Anraten der englischen und amerikanischen Regierungen soll die Finanzgesellschaft von diesem Plan zurückgetreten sein. Der Gründer der Gesellschaft, Francis William Rickett, hat durch sein plötzliches unerwartetes Eingreifen in die schwierige Lage Abessinien die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt.

Ueber Nacht ist der Name von Mr. Francis William Rickett diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, und darüber hinaus auch noch im schwarzen Erdteil in den Mund aller politisch Interessierten gekommen. Sie haben sich vorher um diesen Mann nicht gekümmert. Einige wenige wußten, daß er seit Jahren Finanzberater des Regus in Addis Abeba ist. Aber die große Masse kannte nicht einmal seinen Namen.

Das ist auch kein Wunder, denn Mr. Rickett hat bisher wenig Wert darauf gelegt, in der großen politischen Welt eine Rolle zu spielen. Er war dafür um so stärker um seine Geschäfte bemüht, die nebenbei bemerkt, sehr erfolgreich gewesen sein müssen, denn er nennt einen jährlichen Erlös von 100.000 Pfund. Er ist ein Mann, der die englischen Grafschaft Berksire sein eigen. Es steht um ihn nach Petroleum. Mr. Rickett arbeitet für eine Firma, die sich „British Oil Development“ nennt und für die er einen großen Teil der Welt bereist hat. Er war in Kleinasien Gast des verstorbenen Königs Faisal und er war in der Mandchurei, bevor Japan den europäischen Delinquenten dort die Tür vor der Nase zuschlug. Die „British Oil Development“ soll ja auch die Gründerin der jetzt in Abessinien konzessionierten Gesellschaft gewesen sein oder mindestens bei ihrer Gründung Pate gestanden haben.

Die englischen Zeitungen schreiben in diesen Tagen, in denen Mr. Francis William Rickett zu so unerhörter Volksmächtigkeit — für die regierenden Herren in England mit einem leicht faulen Beigeschmack — gelangt ist, seinen Namen nicht mehr aus. Sie zittern ihn nur noch als F. W. R. Das ist das Zeichen für eine schon ganz ungewöhnliche Popularität. F. W. R. ist 47 Jahre alt und nach Aussage seiner Freunde soll er von Lebenskraft und Energie strömen. Er hält sich vier Privatsekretäre, von denen jeweils einer immer Dienst hat. F. W. R. schläft nicht. Er ist der Meinung, daß man mit dem Schlafen nur Zeit vergeude. Man kann ihn frühmorgens vor 9 in seinem Büro in der Londoner City sehen. Das Frühstück nimmt er im Flugzeug auf dem Wege nach dem Kontinent ein, wohin er zu irgendwelchen Besprechungen reist, und ehe es Abend ist, ist er schon wieder nach London zurückgekehrt und führt neue Verhandlungen.

Das Gesicht von F. W. R. strahlt immer in jener breiten Heiterkeit, die wir eigentlich mehr an amerikanischen als an englischen Geschäftsleuten gewöhnt sind. Aber man sagt, daß er bei allen seinen Unternehmungen bisher Glück gehabt habe, gleichviel, ob er im Irak in der Türkei, in Persien oder jetzt in Abessinien arbeitete. Dabei hat er sein Tun stets mit einem Geheimnis zu umgeben gewußt und man nennt ihn wohl auch den „Lawrence des Petroleums“.

Für wessen Rechnung erfolgt diese geheimnisvolle Geschäftstätigkeit? Die jetzt in Abessinien konzessionierte Gesellschaft „African Exploitation and Development Company“, in deren Namen F. W. R. die Verträge mit dem Regus abschloß, wurde am 11. Juli dieses Jahres in Dover, einer kleinen amerikanischen Stadt im Staate Delaware, ins Handelsregister eingetragen. Die Personen, die als ihre Gründer zeichneten — Francis William Rickett war nicht darunter — sind vollkommen unbekannte Leute, zum Teil Angestellte einer Firma, die die Projekte für den Staudamm am Tanaasee in Abessinien ausarbeitet. Als sie jetzt erfahren, daß ihre Gesellschaft vom Regus jene sensationellen Konzessionen erhielt, waren sie im höchsten Maße erstaunt. Bei der Gründung war ihnen davon nichts gesagt worden. F. W. R. hat das ganz unter der Hand und im Auftrage derer, die eigentlich hinter der geheimnisvollen Gründung stehen, gemacht. Und es erhält sich hartnäckig das Gerücht, daß diese Männer zum Kreise der

Standard Oil Company gehören, trotzdem diese ihre Beteiligung ableugnet.

Die Sache wird noch mysteriöser dadurch, daß ein bekannter amerikanischer Wissenschaftler und Sachkundiger, der zehn Jahre lang in Abessinien das Ölproblem studierte, und zwar im Auftrag einer Tochtergesellschaft der Standard Oil, erklärte, er habe keine Spur von Ölvorkommen im Lande gefunden und seine Auftraggeber hätten daraufhin eine Konzession, die sie damals bereits in Händen hatten, als wertlos wieder preisgegeben.

Aber F. W. R. ist durch diesen Einwand nicht zu enttarnen. Was sind zehn Jahre Forschung? Es bedarf, wenn die Umstände günstig sind, nicht des Zeitraums von zehn Jahren, damit nicht nur das Gesicht, sondern auch die tieferen Schichten der Erde sich gründlich ändern. Und F. W. R. muß es wissen, denn er arbeitet seit mehr als 20 Jahren in Petroleum.

Allerdings, wie manche seiner Freunde jetzt glauben verraten zu sollen, auch in Politik. In seinem englischen Schloß empfing er, so sagen sie, die politischen Führer der ganzen Welt. Und F. W. R. ging bei seinen politischen Freundschaften den Italienern durchaus nicht aus dem Wege. Er war oft in Rom. Im vergangenen Jahre traf er mit Mussolini zusammen, und einer seiner besten Freunde soll der Graf Ciano, der Schwiegersohn des Duce, sein. Ob diese Freundschaft nun nicht in die Brüche gehen wird?

Wundern könnte es einen bei einem Manne, dessen Handwerk darin besteht, in aller Welt Verhandlungen zu führen, daß einer seiner guten Bekannten, der Sohn von Lloyd George, der sein Landnachbar ist und seit 16 Jahren mit ihm verkehrt, von ihm sagt: „Er ist ein lebenswürdiger Gesellschafter, aber er spricht niemals.“ Vielleicht hat seine Frau das richtige Urteil über ihn gefällt, die in diesen Tagen

voller ist und die Meinung für das Werk ihres Gatten ist Handelsdiplom verleiht: „Er ist der größte Deutsch, der Welt. Er spricht Englisch, Niederländisch, Italienisch und ein Duzend Gartenbau und liebt Hunde, die Fuchsjagd, den Einem der gallem Rosen.“ wendigen Voraus) englischen Klubs, diesen nottelschaftliche Gellungen für einen Mann, der gewill, gehört F. W. R. Groß-Britannien erringen allein Mitglied de — an. Er ist einzig und Geschäftsreisenden. einigung der englischen hg.

Entrechtetes Memelland

Von
Samo

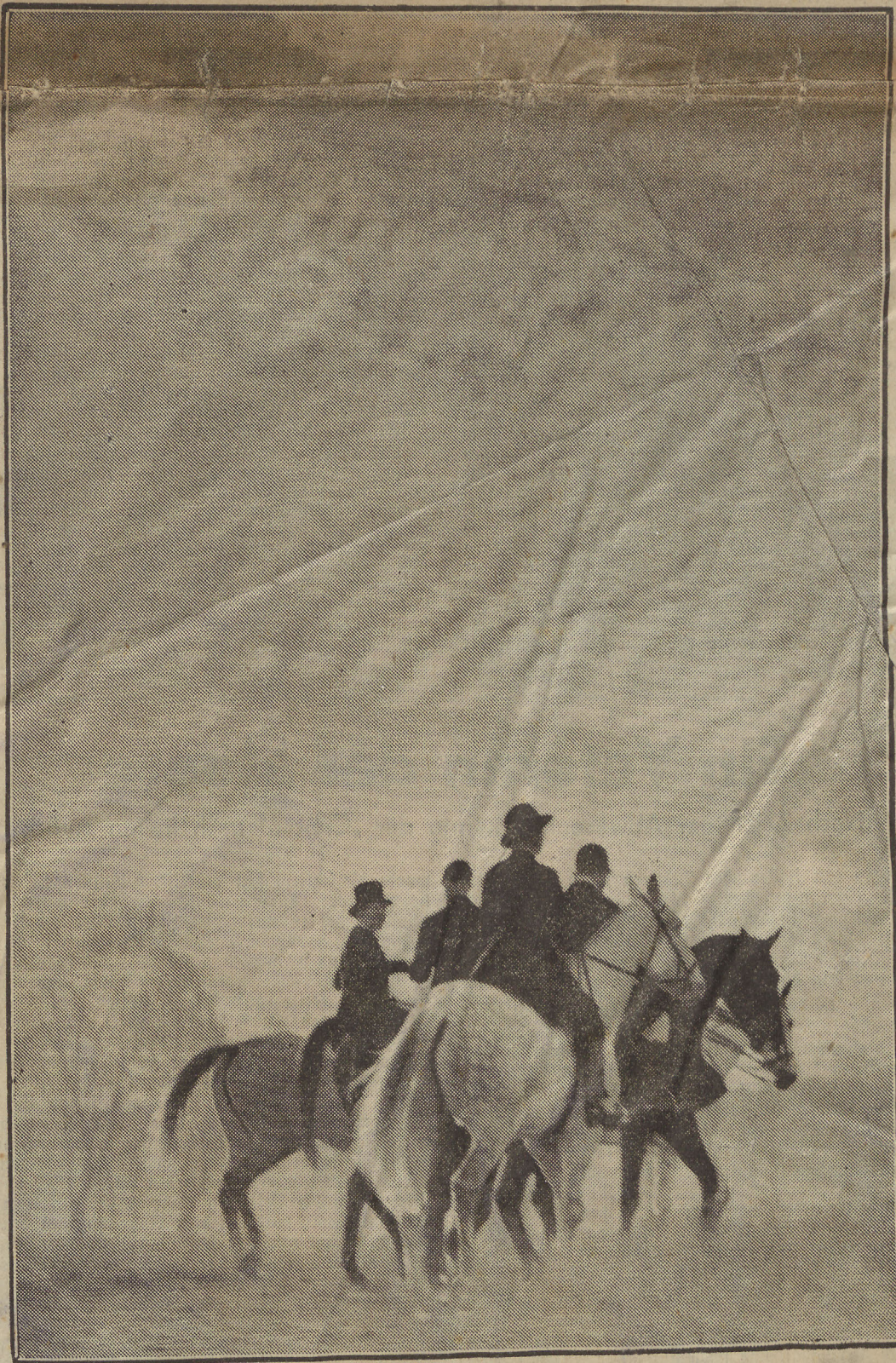
Zuweilen ist gut, in alten Dokumenten zu blättern. Wie es beispielsweise, wenn zu hohen Herren denselben Rats in diesen Stunden einmal wieder Bericht der alliierten Sonderkommission zur nehmen würden, in dem die gewiß im Enten zuverlässige Kommission der Vorkonferenzkonferenz Eindrücke über das Memelgebiet geschildert. Dann würden die Mitglieder am Genfer See einen vom 6. März 1923 datierten Bericht, dem die einzigen Worte stehen: „Memel ist ein deutsches Gebiet.“ niemals zu Gesicht bekommen. Auch nicht, daß die deutsche Grenze seit 500 Jahren unverändert da ist. Es steht enthält ferner den nicht minder deutlichen Hinweis: „Die Grenze des Memelgebietes, die russische und die litauische Grenze, stellt eine wirkliche Zersplitterung zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen dar. Was, wenn ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Ist eine richtiges Grenze zwischen West und Ost, gegen Europa und Asien!“

Keine deutsche Propagandaschrift! es, der jene Sätze entnommen sind. Keine deutsche „Agenten“ haben sie gepirkt, wie man sonst so gern im Ausland zu schreiben liebt. Nein, es ist die niederne Feststellung einer alliierten Kommission die 1923 so getroffen wurde. Ohne Verschönerung und ohne Einschränkung mußte sie die Wahrheit anerkennen. Und diese Wahrheit heißt eben: Memel ist deutsch!

Es ist ein langer Leidensweg seit jenem Bericht. Er hätte der Entdeutschung eines Landes dienen, dessen Bewohner mit jeder Faser ihres Herzens verankert sind im deutschen Wesen. Sie haben als loyale Bürger des litauischen Staates sich niemals geweigert, die staatsbürgerlichen Pflichten zu übernehmen, die ihnen im Rahmen des Memelstatutes gestellt sind. Aber sie haben mit Recht auch stets ihren Willen bekundet, Teil des deutschen Kulturkreises zu bleiben, ohne den sie nicht wären, und aus dem sie Grenzfunktionen auf der Landkarte nicht reißen können. Denn man kann wohl Grenzen auf der Landkarte ziehen, und man kann Städte besetzen, die Herzen besetzen jedoch, das kann man auch in unserem Zeitalter der Technik und der Maschine noch nicht.

Als am 10. Januar 1920 das Diktat von Versailles in Kraft trat, da bestimmte sein Artikel 99 des Abschnitts X u. a.: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf die Gebiete zwischen der Ostsee, der in Artikel 28, Teil 2 (Deutschlands Grenzen) des gegenwärtigen Vertrages beschriebenen Ost-Grenze Ostpreußens und den ehemaligen deutsch-russischen Grenzen. Deutschland verpflichtet sich, die von den alliierten und assoziierten Hauptmächten hinsichtlich dieser Gebiete, insbesondere über die Staatszugehörigkeit der betreffenden Einwohner betroffenen Vorschriften anzuerkennen.“ Damit schied das Memelland aus dem Reichsverband und es entstand das „Territoire de Memel“, das seine Wurzeln im Vertrag von Versailles, seine Oberhoheit aber bei den alliierten Mächten (England, Frankreich, Italien und Japan) hatte und von französischen Truppen besetzt wurde.

Drei Jahre währte dieser Zustand. Dann brachen — man schrieb den 10. Januar 1923 — litauische Truppen, als Freischärler formiert, in das Land ein. Die französischen Soldaten zogen sich zurück. Und während drüben an Rhein und Ruhr jener große Kampf um die Rheinlinie entbrannte, der über den passiven Widerstand und die Separatistenherrschaft führte, und an den Bestand des Reiches überhaupt rüttelte, errichtete Litauen in Memel eine Oberhoheit. Das Interesse der Welt war auf den Rhein gerichtet. Wichtig rang



Morgenritt im Frühnebel

Aufn. Ewald Hoinkins: Der deutsche Lichtbild-Verlag Robert und Bruno Schultz.

013163



IV

20

Hat man in Romno vergessen, daß von der Stunde an, da deutsche Ordensritter 1252 die Burg Memel errichteten, um die sich bald danach auch die Stadt schon gründete, das Land eindeutig deutsch gewesen ist? Zeit jenem Frieden am Melno-See im Jahr 1422 ist die preussische Grenze einheitlich so verlaufen bis 1919. Fünfhundert Jahre war das Memelgebiet deutsch. Heute ist es staatsrechtlich aus dem deutschen Reichsverband ausgegliedert, kulturell jedoch ist es nach wie vor ein Glied des großen deutschen Kulturkreises. In erfreulichem Maße hat sich in der letzten Zeit in der Welt ja die Erkenntnis durchgesetzt, daß Staatsgrenzen und Volksgrenzen nicht immer zusammenfallen können, daß es aber ein Gebot der selbstverständlichen Staatsouveränität ist, daß Achtung vor der Staatsautorität nur ver-
langen kann, wer gewillt ist, seinerseits auch Achtung vor der kulturellen und völkspolitischen Autorität zu gewähren. Denn nur dann sind Minderheiten Kultursermenten im fremden Volkstum, wenn jenes fremde Volkstum das Volkstum der Minderheiten achtet und damit der Minderheit Gelegenheit gibt, ihre Staatsstreue unter Beweis zu stellen. In seiner letzten großen Reichstagsrede hat der Führer einen deutlichen Warnungsruf an die Welt gerichtet, den Vögel in der Richtung nicht zu überhuppen, indem er u. a. erklärte: Es ist traurig genug, daß durch die zersplitterte Lagerung der europäischen Völker sich in manchen Fällen eine praktische Grenz-
ziehung in den Nationalitäten entsprechenden Nationalgrenzen nur schwer vermitteln läßt oder daß durch gewisse Verträge auf die nationale Zusammengehörigkeit bewußt keine Rücksicht genommen wurde. Es ist dann aber erst recht nicht notwendig, daß man Menschen, die ohnehin schon von dem Unglück betroffen sind, von ihrem angestammten Volk

„Unsere Fahne flattert uns voran“

Deutschlands Jugend – die Front der Zukunft



haut, auf den Spielplätzen vollzog, wie sie hier eine Fahne, dort ein Lied zusammenscharte, die Jungen und Jüngsten, ehe es im geballten brausen Chor die Gassen der Städte und die Änger der Dörfer erfüllte, das gewaltige Bekenntnis, dem Baldur von Schirach die Worte gab: „Jugend! Jugend! Wir sind der Zukunft Soldaten! Jugend! Jugend! Träger der kommenden Taten!“

Und das ist das Große, das Fortreitende und Gewaltige an dieser Jugend unterm Hakenkreuz, daß sie sich aus allen Schichten des Volkes zusammensetzt, daß sie unbereinigtem den verfallenen Standesdünkel überwand und freimütig zusammenfand. „Was ist dein Vater?“ fragen wir einen sonnengebräunten Scharführer, dessen Kolonne in musterhafter Ordnung angetreten ist. „Maschinenschlossler!“ die knappe Antwort. „Und deiner?“ Der blonde frische Trommelbub ist Lehrerjohn, der Fahnen-träger freut sich, daß sein Vater –

Links:

Die Fahnen voran –
fertigt zum Abmarsch

Rechts:

Landsknechtsttrommeln und
Fanfaren rufen: „Vorwärts!“



Straßenbahner von Beruf – nach dem Ausbruch der Weltkriege seine fünf Rufen wieder durch die Gassen der Städte und Dörfer erklingen. Freude an der ständigen Tätigkeit, die sie den Jungen bringt.

Ihr Endziel: als Frauen und Männer in den Deutschen in Ehren bestehen zu können. Darin: körperliche Erziehung, Erziehung zur Widerstandsfähigkeit und Ausdauer, Fleiß, Pünktlichkeit und Volkstum. Ueber allem das einig: die Liebe zur Fahne mit dem Hakenkreuz. Vor allen Dingen das Hakenkreuz der Reichsjugendführers: „Die Fahne ist unser Leben, die Fahne ist das Vaterland!“

Die Fahne ist ihre Führung, die Fahne ist ihre Ehre. Wo sie vorangeht, folgt die kleinste Einheit, die Kompanie von 15 Jungen ebenso begeistert wie der Bann von 3000 Jungen, die Mädchen ebenso freudig wie die Gesamtheit des Bundes der Deutschen. Und jeder deutschen Volksfahne gibt es auch keine Stämme und Kompanien, sondern nur Gliederungen mit deutschen Bezeichnungen wie Schar, Gefolgschaft, Bann, Jungzug, Fähnlein, Stamm, Mädelring, Jungbau. Aus dem Bivak oder Camping fremd! Namenssprünge, ist wieder ein gutes deutsches Zeltlager geworfen und aus der Reveille der frühlichen Weckruf. Jugend von Jugend geführt, so wie es Adolf Hitler will, das ist das heranwachsende Geschlecht des dritten Reiches, wie er ihm gerade jetzt im Schimmer der Sommerzeit auf Schritt und Tritt befehlen. So sollen sie uns unter den grünen Fahnen unserer Jugend, in den Wäldern und Gärten, auf Eisenbahnen und Landstraßen, in den gastlichen Herbergen, in den Kneipen und in den Bänken der weiten Stätten begrüßen, die verheißungsvollen Bürgen der deutschen Zukunft begrüßen mit Herz und Hand.

Aufnahmen: Scherl.

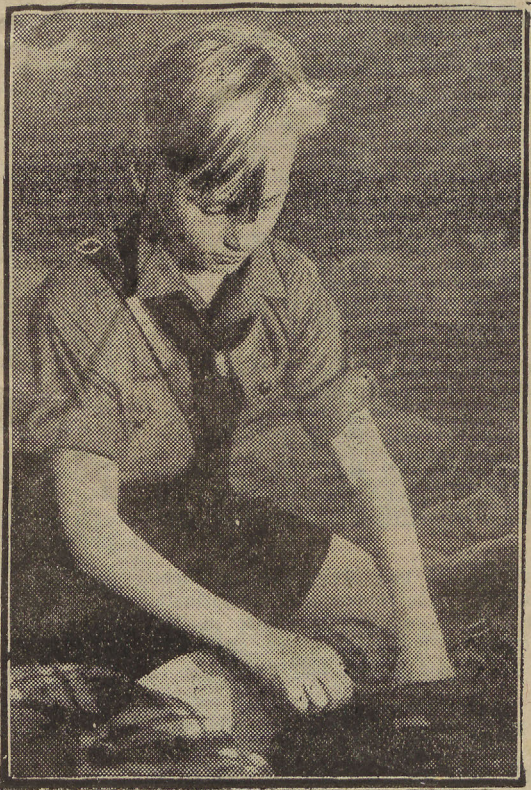
Unten:

Zeltlager auf grüner Heide



Zum Appell angetreten!

Fröhlich und fröhlich klingt ein Marschlied durch den Wald. Zwei hohe Trommeln, wie sie einst die Fähnlein der deutschen Landsknechte Brundsborgs mit sich führten, kommen näher und näher. Oder ein Spielmannszug: Trommeln und Trompeten. Die Fahne flattert am Schaft und zeigt, vom Sommerwind gebauscht, ihr stolzes Zeichen, Symbol der Schicksalsverbundenheit und Volksgemeinschaft, uraltes germanisches Feuerzeichen: das Hakenkreuz. Wie sich dieses Wunder im Laufe des letzten Jahrzehnts vollzog, davon wissen wohl am anschaulichsten Sorgen- und Entbehrungen gewöhnte Mütter zu berichten oder schwergeprüfte Väter, die ehemals im feldgrauen Rock auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges kämpften und dann Jahre hindurch ohne Arbeit und Brot bleiben mußten. Am Leben verzweifeln, mußten sie bemerken, wie sich der Erneuerungsprozeß des deutschen Volkes in der Kindertrube, auf der Schul-



Der Tornister wird gepackt



Erzeuger und Verbraucher sollen zu ihrem Recht kommen

Auch die Kleinhandelspreise für Schweine =

„Mit Wirkung vom 5. September wird für den
Aufkauf von Hühnereiern beim Erzeuger durch Wie-
derverkäufer ein Erzeugermindestpreis von 1,40 RM
je Kilogramm und ein Erzeugerhöchstpreis von 1,50
RM je Kilogramm festgesetzt. Die Preise verstehen

Die in der Tabelle angegebenen Zeiten für Sonne und Mond sind für Königsberg errechnet.

In der Anordnung werden weiter die Großhandels-Einkaufspreise für Hühnererzeugnisse als Richtpreise nach den Handelsklassen genau fest-

Bei einem Wirbelsturm in Florida (Nord-
Carolina) wird die Zahl der Getödteten auf 700 Per-
sonen geschätzt. Ganze Gebäude und Häuserblocks
werden durch die Luft getragen und auf der Erde
vertheilt.

Der Punkt von HZ. und ADM. wird gefördert, die Verteilung Kunst bringt zahlreiche interessante Hörsagen und Hörspiele, die Abteilung Weltanschauung vermittelt wertvolle Vorträge und sie versucht die übrigen die Vorträge mit dramatischen und musikalischen Mitteln aufzulockern. Im Hinblick auf die kommende wird der Sportklub besonders starke Berücksichtigung finden, während der Zeitpunkt dem er besteht, nach wie vor die beweglichste Abteilung ist und mit dem Mikrophon in das Volk und den Sälen der Arbeit gehen wird.

Der erste Flug mit Menschenkraft

In diesen Tagen ist durch ganz Deutschland die Kunde von den „Muskelfraktiliegern“ geübt. Schön ist der Name ja nicht, den man für diese Männer und für den Flugapparat gefunden hat, den sie verwenden, aber er sagt sofort deutlich, was es damit auf sich hat. Hier wird ein Flugzeug

borausblickende und phantasiereiche Männer beschäftigt, ohne allerdings jemals in die Luft zu steigen. Andere Wege beschritt der vorwärtstrebende Mensch, um sich die Luft untertan zu machen, und die ersten Erfolge von größerem praktischen Wert brachte das Prinzip „leichter als Luft“, brachten Ballon und

Suche nach neuen Wegen dem Segelflug zu. Freiballon, Luftschiff, Motorflug, Segelflug, all das sind für uns Dinge geworden, an die wir uns rasch gewöhnt haben, die sozusagen in unserer täglich gebrauchten Wortschätze übergegangen sind. Aber während man diese nun einmal als gangbar erkannt, Möglichkeiten zu immer größerer Vollendung ausbaute, hat es immer Männer gegeben, die begierig den Gedanken vom Menschenflug mit eigener Kraft immer wieder aufnahmen und ihn lediglich als das Ideal des Fliegens betrachteten.

1932 setzte die Polytechnische Gesellschaft in Frankfurt am Main einen Preis für den aus, der um 500 Meter Entfernung voneinander stehende Wendemarken mit eigener Muskelkraft fliegen konnte. Damit wandte sich also die Wissenschaft selbst an die deutschen Erfinder, um sie anzuspornen; damit zog ein beachtlicher Kreis von Menschen das Fliegen mit eigener Kraft in den Bereich der Möglichkeit. Und nun, kurze Zeit, bevor die Zeit der Ausschreibung abgelaufen ist, fanden sich drei Männer, zwei Ingenieure und ein Pilot, die den Angriff auf die Lösung der Preisaufgabe unternahmen. Auf dem Flugplatz Rehborn bei Frankfurt am Main wurden die Flugversuche durchgeführt. Der Flugapparat ist von den Diplomingenieuren Haesler und Villinger konstruiert und von ihrem Mitarbeiter Dünnebeil geflogen worden.

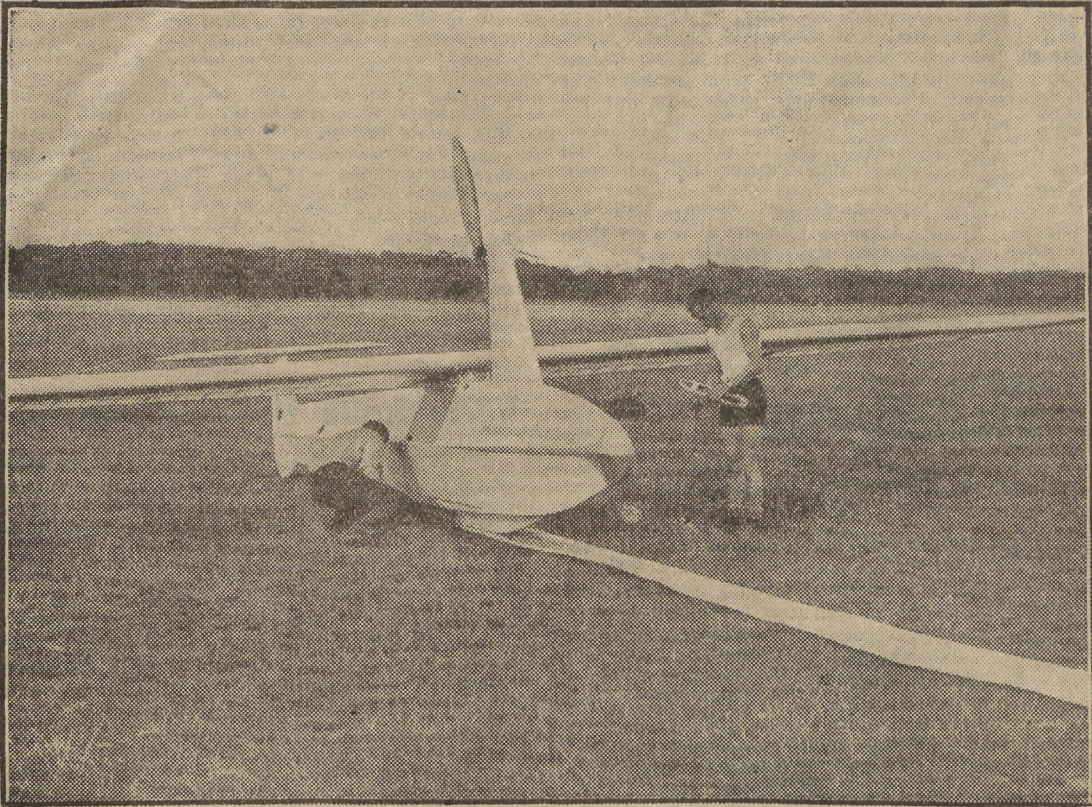
Die von uns veröffentlichten Bilder zeigen, daß die Maschine kein phantastisches Gebilde ist, bei dem man sich von vornherein wundern müßte, wie es überhaupt in die Luft kann. Es ist seinen Formen nach ein gut verarbeitetes und elegant geformtes Segelflugzeug, bei dem lediglich der Propeller auffällt und die Stütze, die ihn trägt. Der Start erfolgt auch hier, wie sonst beim Segelflug, mit einem Gummi-Seil, nur mit dem Unterschied, daß das Seil sehr leicht ist und vom Flugzeugführer selbst bedient wird. Er startet sich also selbst. Wenn die Maschine vom Erdboden frei ist, tritt der Propeller in Aktion, der von dem Piloten selbst mit Hilfe einer zweckmäßigen Kraftübertragung bedient wird. Man sieht also, daß von diesen Erfindern die bisher eingeschlagenen Wege und die gemachten Erfahrungen nicht ganz verlassen wurden; denn die Maschine ist ein Segelflugzeug, den Vortrieb vermittelt der Propeller, beides technische Formen, die uns durchaus geläufig sind und lange nicht so aufregend erscheinen, wie es ein Schwingenflugzeug wäre. 195 Meter wurden in ein Meter Höhe beim ersten Start zurückgelegt, 235 Meter beim zweiten Start. Damit ist zwar die Bedingung des erwähnten Preiswettbewerbs noch nicht erfüllt worden, aber die Polytechnische Gesellschaft hat sich entschlossen, den Erfindern einen Teilpreis von 3000 RM zuzuerkennen.

Man wird sich zumindest die vorläufige Entwicklung so zu denken haben, daß ein Muskelkraftflugzeug sich nie ausschließlich durch die Kraft des Anfassers bewegt. Es wird vielmehr ein gutes Segelflugzeug sein und alle Möglichkeiten, die das Gelände bietet, zum Segeln auszunutzen müssen. Nur an den Stellen, wo

der Aufwind verjagt, wird die Muskelkraft helfend eingreifen und die Maschine in der Luft halten, bis wieder gesegelt werden kann.

Fraglos ist das bisherige Ergebnis nur ein kleiner Anfang, fraglos muß noch ein ganz großer Fortschritt geschafft werden, bis sich ein Flugzeug allgemein gebräuchlich werden kann. Aber schon jetzt finden sich Leute, die ihre Phantasie spielen lassen, sehen und sie mit „Leichtathletik der Luft“ bezeichnen. Da werden sich die Muskelkraftflieger von der Startlinie aufschwingen und um die Weite durch die Gegend rasen, da werden Zielrichter mit Stoppuhren stehen, kurz man wird die selbständigen Geschichten erleben. — Zunächst ist das etwas weit gedacht. Der Segelflieger wird sich wahrscheinlich zuerst dieser Erfindung zu bemächtigen haben und sie als Unterstützung für Streckenflüge und ähnliche Dinge verwenden. Vorbedingung für die richtige Verwertung einer solchen Maschine wird zunächst immer ein gutes segelfliegerisches Können des Flugzeugführers und nicht nur seine erhebliche Körperkraft sein.

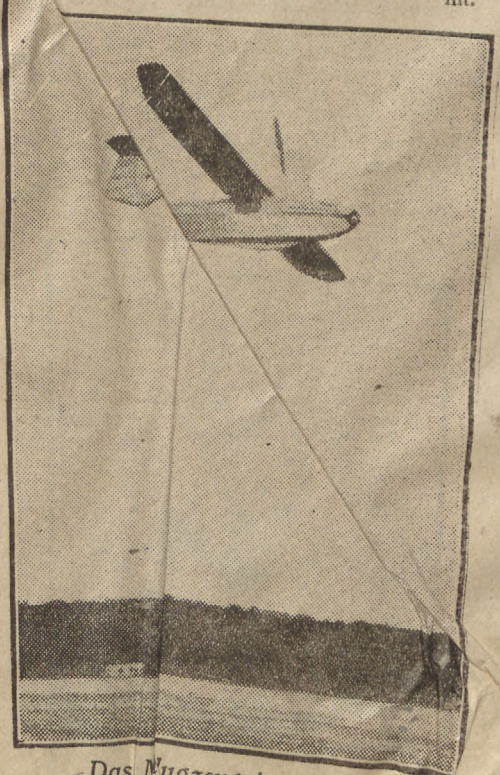
Zimmerhin ist es notwendig, daß man die Entwicklung der weiteren Arbeiten mit allgemeinem Interesse verfolgt, denn es gibt nichts auf dem Gebiet der Luftfahrt, das uns Deutschen heute gleichgültig läßt, nichts, dessen Entwicklungsmöglichkeiten vernachlässigt werden dürfen, wenn sie überhaupt den sind.



Pilot Dünnebeil bei den Vorbereitungen zu einem neuen Start

durch die eigene Kraft des Piloten vorwärts bewegt, und damit ein Traum der Erfüllung nahe gebracht, der viel älter ist als der Motorflug und der Segelflug. Als die Menschen überhaupt auf den Gedanken kamen, daß der Mensch doch eigentlich auch das Fliegen versuchen könnte, oder besser, daß es doch sehr schön wäre, wenn der Mensch zu fliegen vermöchte, da war nichts natürlicher, als daß man sich den Vogel zum Vorbild nahm. Der Vogel, der Muskelkraftflieger, das Schwingenflugzeug war das Urbild von Flugapparaten, mit deren Entwurf sich

Luftschiff, und nicht das Flugzeug. Wir wissen, wie es dann weiterging, wie das Flugzeug auch ganz klein seinen Weg begann, wie es plötzlich durch den Krieg ungeheuer schnell, der Notwendigkeit folgend, weiterentwickelt, und wie es in beispielloser Entwicklung zu seiner heutigen Vormachtstellung kam. Ganz zuletzt kam das Segelflugzeug zu seinem Aufschwung, zu dem ihm in erster Linie Deutschland verhalf. Deutsche Männer, deren beispiellos bewährter Fliegergeist sich im Kriege tausendfach gezeigt hatte, haben die deutsche Luftfahrt durch das Diktat von Versailles eingeengt, in härteste Fesseln gelegt, sie wandten sich auf der



Das Flugzeug in der Luft

Aufn.: Presse- und Zeitungsphoto

Das vielseitigste Pferd der Welt

Die Aufzucht und der Werdegang des edlen ostpreussischen Warmblutpferdes

Der ostpreussische Bauer ist augenscheinlich der geborene Züchter. So groß seine Verdienste auf dem Gebiet des Herdbuchs, der Saaten und in neuerer Zeit der Kaltblut-, Schweine- und Schafzucht sind, ein Erzeugnis Ostpreußens — „Ostpreußen“ — umfaßt züchterisch stets Westpreußen und vor allem auch Danzig — hat Weltgeltung, die Zucht des edlen Warmblutpferdes. Die beiden fest gemauerten Grundlagen dieser Weltgeltung sind Vererbung und — Aufzucht. Die „Erbfaktoren“ des ostpreussischen Warmblutpferdes sind bekannt: Das ostpreussische Wildpferd, das der Ritterorden vorfand, die von ihm eingeführten und sorgfältig ausgewählten Pferde des schweren Schlages — als Streitröß — und leichten Schlages, als „Jagdpferde“ und seit der Gründung Tralehnens englisches und arabisches Vollblut. Aus diesen Erb-faktoren entstand durch züchterische Auslese das durch seine Schönheit berühmte „vielseitigste Pferd der Welt“. Sichtbar beruht die unerreichbare Vielseitigkeit mit jenen außerordentlich vielfachen Erb-faktoren im Zusammenhang.

Die andere Grundlage der außerordentlichen Leistungsfähigkeit des edlen ostpreussischen Pferdes ist die Aufzucht. Am Anfang steht der Sog: „Was bei der Aufzucht in den ersten Lebensjahren versäumt ist, läßt sich nicht mehr gut machen.“ Die Aufzucht verlangt zweierlei, Sachkenntnis und Liebe. Und hier ist bezeichnend das Wort eines vor kurzem verstorbenen Züchters, der als der beste in Ostpreußen galt: „Im Sinnenfall habe ich die Hälfte meines Lebens verbracht.“ Das herrliche Pferd ist es, in dem sich vor allem der Stolz und die Liebe zu seinem Beruf bei dem ostpreussischen Bauer verkörpert.

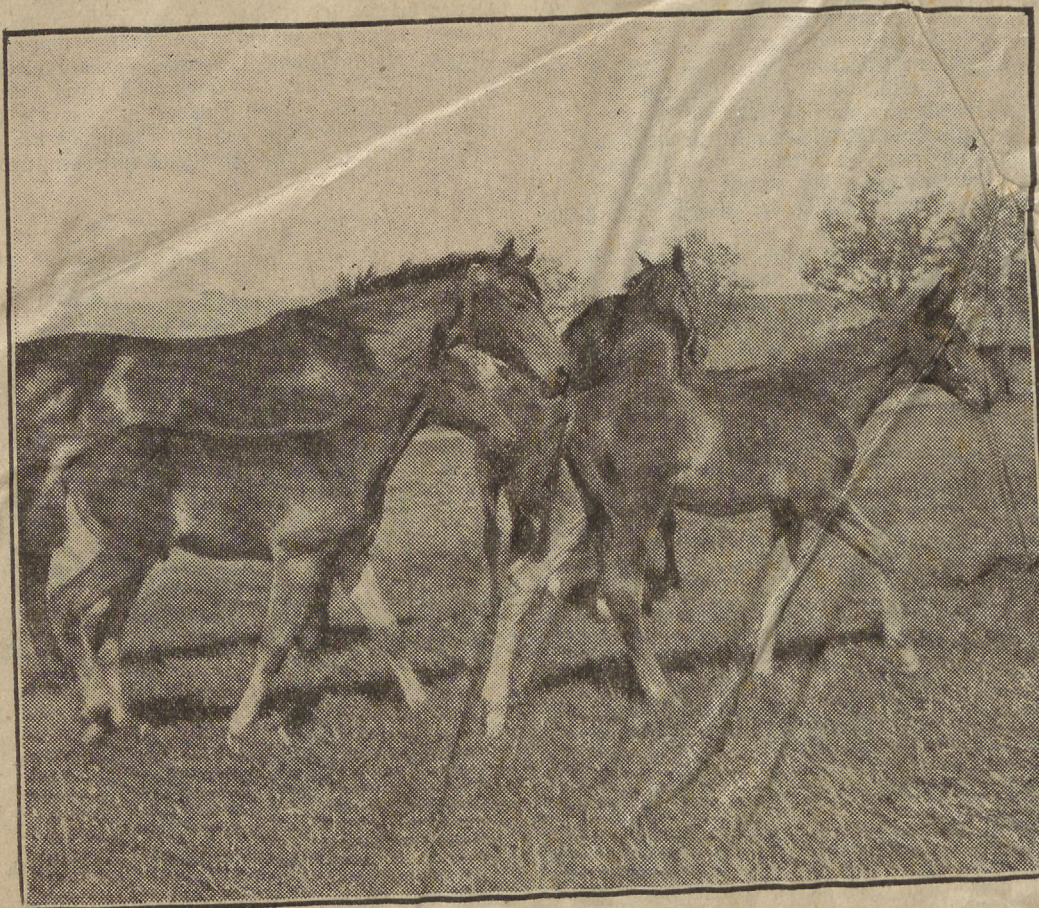
Bis kurz vor dem Abfohlen arbeitet die Mutterstute bei den kleinen Züchtern im Gespann. Nicht weniger als 80 v. H. unserer Mutterstuten sind in den Händen der kleinen Züchter. Sie sind also die für jeden Erfolg unbedingt erforderliche breite Basis, und gerade auch die kleinen Bauern haben so manches „Spitzenpferd“ der Zucht und der großen Turniere geliefert.

In der letzten Nacht vor dem Abfohlen macht ein Familienmitglied im Stall bei der Stute. Ist das Fohlen geboren, so herrscht sofort die Hochstimmung eines Familienfestes. Das junge, in seiner Unbeholfenheit rührende Geschöpf legt sich zunächst unter die Mutter, kräftigt sich aber sehr schnell und ist nach etwa einer Stunde bereits auf den langen schlackigen Beinen, die noch etwas windschief stehen. Es lüchelt die Zitzen, findet sie oft nicht, und kriecht der Mutter dabei durch die Hinterbeine. Aber es kommt doch zum Lebensquell, manchmal hilft man ihm ein bißchen. Einzelne Stuten sind besonders bei ihrem Erstlingsfohlen, sehr fähig am Futter, aber der Mutterinstinkt besiegt auch dies, meistens ohne menschliche Hilfe. Und dieser Mutterinstinkt beherrscht in geradezu rührender Weise die ersten Wochen. Geht das Fohlen ein paar Schritte von der Stute, wird sie unruhig und ruft es wieder zurück. Das fremde Fohlen

wird fortgewiesen, aber liebevoll. Die Mutter erzieht auch. Die Kleinen versuchen alles, was sie nicht sollen, und dann gibt es einen — ganz leichten — Biß auf den Hinterteil.

Nach drei Wochen bekommen die Fohlen etwas Heu, oft mit einem Zusatz von Zuder. Dieses Futter nehmen sie gerne und entwickeln sich gut dabei.

unserer Züchter zu danken ist. In der Vollblutzucht hat man nämlich die Beobachtung gemacht, daß ein ständig mildes Klima mit seiner fast doppelt so langen Weidezeit die Härte des Pferdes begünstigt. Vielleicht ist die Ansicht richtig, daß unser Klima durch natürliche Auslese nur die härtesten Zuchtstämme übrig läßt.



Saugfohlen mit ihren Müttern auf der Weide

Aufn. Schilke

Da die meisten Fohlen ausgangs des Winters geboren werden, können sie bald ausgehnuten Weidegang bekommen, und dieser Weidegang bei dem herben ostpreussischen Frühling ist besonders wichtig. Hier entwickelt sich die harte Konstitution. Es ist übrigens eine Streitfrage, ob das harte ostpreussische Klima der Zucht günstig ist oder ob der ständige Fortschritt in unserer Zucht nicht in erster Linie der Begabung

Mit etwa vier bis vierzehnte Wochen wird das Fohlen „abgesetzt“, d. h. der Muttermilch entzogen. Dies ist seelisch eine harte Zeit für Mutter und Kind, die sich sehr stark nach einander bängen. Manche Züchter lassen in den ersten Tagen noch kurze Besuche zwischen beiden zu. Andere aber verkürzen den Abschiedsschmerz durch völlige Trennung, und vielleicht ist dies das Richtige.

Man wird sich zumindest die vorläufige Entwicklung so zu denken haben, daß ein Muskelkraftflugzeug sich nie ausschließlich durch die Kraft des Anfassers bewegt. Es wird vielmehr ein gutes Segelflugzeug sein und alle Möglichkeiten, die das Gelände bietet, zum Segeln auszunutzen müssen. Nur an den Stellen, wo der Aufwind verjagt, wird die Muskelkraft helfend eingreifen und die Maschine in der Luft halten, bis wieder gesegelt werden kann.

Fraglos ist das bisherige Ergebnis nur ein kleiner Anfang, fraglos muß noch ein ganz großer Fortschritt geschafft werden, bis sich ein Flugzeug allgemein gebräuchlich werden kann. Aber schon jetzt finden sich Leute, die ihre Phantasie spielen lassen, sehen und sie mit „Leichtathletik der Luft“ bezeichnen. Da werden sich die Muskelkraftflieger von der Startlinie aufschwingen und um die Weite durch die Gegend rasen, da werden Zielrichter mit Stoppuhren stehen, kurz man wird die selbständigen Geschichten erleben. — Zunächst ist das etwas weit gedacht. Der Segelflieger wird sich wahrscheinlich zuerst dieser Erfindung zu bemächtigen haben und sie als Unterstützung für Streckenflüge und ähnliche Dinge verwenden. Vorbedingung für die richtige Verwertung einer solchen Maschine wird zunächst immer ein gutes segelfliegerisches Können des Flugzeugführers und nicht nur seine erhebliche Körperkraft sein.

Zimmerhin ist es notwendig, daß man die Entwicklung der weiteren Arbeiten mit allgemeinem Interesse verfolgt, denn es gibt nichts auf dem Gebiet der Luftfahrt, das uns Deutschen heute gleichgültig läßt, nichts, dessen Entwicklungsmöglichkeiten vernachlässigt werden dürfen, wenn sie überhaupt den sind.

Rückständig ist in Ostpreußen nur eins, die Fahrkunst, die doch gerade bei den wirtschaftlichen Arbeiten auf dem Lande von großer Bedeutung ist. Ihre Pflege sei den leitenden Stellen besonders empfohlen.

Liebe zu einer kleinen Tänzerin

Die Geschichte eines Träumers

Jedermann in der kleinen Stadt kannte den Drogisten Fritz Klein, und es gab niemand, der nicht einmal seinen sauberen Laden besuchte, um seine Waren zu kaufen. Da gab es buntfarbige Parfümfläschchen, duftende Seifen und verschiedene Sorten Bonbons in gläsernen Dosen. Der Drogist kannte die Leiden seiner Kundschaft fast wie die eigenen. Er verkaufte Kaugummi und Zigaretten an alte von Rheuma geplagte Frauen, Kinderpulver und Nasensprays an junge glückliche Mütter, und die jungen Mädchen hatten ihre zarte Haut lediglich seinen eigenhändig zusammengestellten Gesundheitscremes zu verdanken.

Der Drogist war ein tüchtiger, wohlhabender Mann in den besten Jahren. Er gehörte zu den Menschen mit festem Charakter und mit den besten eifrigen Grundtugenden. Die Mädchen der Stadt wußten, daß er eines Tages eine von ihnen heiraten würde. Er wünschte sich viele Kinder und haben die Namen seiner Nachkommen auf einer goldenen Zettel feinsäuberlich notiert. Besonders begünstigte Schönen des Städtchens wurde das Namenbuch in mühsamen Stunden vorgelesen. Nachher dann diese kleinen Mädchen von einer Gruppe hielt sich für eine

Es sei noch erwähnt, daß Fritz Klein ein sehr hübscher Mann war und die Schminke hatte und die Dinge nur führte, weil sie in dieser Ware Drogerie von großem Format und einem bemerkenswerten Preis in spielender Gruppe hielt sich für eine



Zeichnung von Schwimmer.

tanzen und in der kleinen Stadt auf. Der Drogist war das Theater aus. Er kaufte und in der vordersten Reihe saß er. Er ließ sich auch der Drogen ein wenig gelangen, über sich ergaben, ließ sie Gänge gehn auf Fußten über die sie begann ein wenig zu zittern, während das Wasserfließen Mädchen in ihrer fast gänzlich ent- Sie erschien ihm wie eine jener puppenhaften Ge- schöpfe, die seine Parfüm- und Seifenwelt an- gieren.

Es verging kein Abend, an dem nicht der Drogist das Theater besuchte, und er stieg als kunstliebender Wohlwäter in den Augen der Bürger um das Doppelte. Wie hätte man aber erst seine Großmutter ge- lobt, wenn man gewußt hätte, daß die kleine Tänze- rin Anna die teuren Parfüms und Schminken nie zu bezahlen brauchte, die sie sich täglich bei dem Dro- gisten holte. Um aller Güte die Krone aufzusetzen, sollte die kleine Dame am letzten Abend ihres Auf- enthaltes in der kleinen Stadt bei ihm spielen.

Da nun diese wenigen Stunden, die Anna mit dem Drogisten verbrachte, so eine wesentliche Ver- änderung seines Charakters hervorriefen, sollen sie hier in Kürze erwähnt werden. Als der Mann und das Mädchen gemeinsam ge- speist hatten, entledigte sich Anna ihres Kleides, der Schu- he und Strümpfen und begann in einem gestärkten Spitzenröckchen zu tanzen. Sie wibbelte leise tappend durch das Zimmer, in eine Wolke Par- füm gehüllt. Merkwürdigerweise gewöhnte sich Herr Fritz Klein an diese sonst so verachteten Dünste. Die kleine Tänzerin tanzte jetzt nur für ihn, und später auf sie erschöpft und atemlos in seine Arme, ergoß seine Hand und legte sie auf ihr klopfendes Herz.

Da nun das törichte Wunder der Drogisten mit aller Heftigkeit ergriffen hatte, grub sich ein tiefes Erinnern in sein Herz. Er hatte am liebsten seine Habgierigkeiten auf den Rücken genommen und wäre mit der kleinen Anna durch die Welt gezogen, um vor ihr und der süßen beschränkten Kunst des Mädchens zu sitzen.

Aber da das undenkbar war, blieb er allein zurück, Bonbons und Kaugummi verkaufend und wunder- tätige Pillen drehend.

Jahre vergingen. Die Bürgermädchen der kleinen Stadt heirateten andere Männer, weil sie des Warte- tens müde wurden und sich vielleicht auch der erschein- stiller, sonnenreicher Mensch. Fritz Klein wurde ein Fenster des kleinen Ladens, ließ seine Waren ver- stauben, die Kunden warten und sah, wie am blauen Himmel gefiederter weiße Wolken wie duftiger Tüll dahinschwoben.

Während sein Haar ergrauete, sein Rücken sich krümmte, glaubte er, daß eines Tages Anna wieder zu ihm kommen würde. Er setzte sich abends in den Lehnstuhl wie einst Er schloß die Augen, und kind- lich geträumte Anna im Traume vor ihm hin und her. In plötzlichen Lauten ließ ihn aufschrecken. Der Drogist ging ängstlich zur Tür. War er doch einer solchen Welt, der Welt seines Feierabends, entrissen worden. Eine alte Frau stand vor der Tür und bat um Einlaß. „Ich komme von Anna“, flüsterte

Eine behäbige Matrone hüllte sich aus dem zer- schissenen Abendmantel. Speckig glänzende Seide umspannte ihren fülligen Körper. Sie setzte sich schwer in den Lehnstuhl. Der Drogist starrte die alte Dame an. Ihr Gesicht war von einem schweren Leben hart und zerfurcht. Sie sah anders aus als die Frauen in der kleinen Stadt, die ihr Alter hatten. Ein unan- genehmer Duft billigen Parfüms verbreitete sich im Zimmer.

„Sind Sie die Mutter meiner kleinen Anna“, flüsterte er. „Ist sie immer noch so zart und schön?“

Und er fing an zu schwärmen. Er schilberte die Lieb- lichkeit seiner Anna in rosigen Farben. Er steigerte sich in eine ruhende Begeisterung hinein. Hier war ein Mensch, dem er endlich seine Liebe aufstun konnte, seine jahrelange Treue und Verehrung zu der Klei- nen. Nicht ahnend, daß Anna in eigener Person vor ihm saß.

Sie hatte eigentlich sich ihm zu erkennen geben wollen. Aber gerührt von der Liebe, die ihrer Jugend galt, hatte sie nicht den Mut, ihm alles zu sagen. Sie wandte ihr müdes Gesicht ihm zu und sprach: „Ihre Anna ist tot. Das kleine zarte Geschöpf, wie sie es kennen, ist schon lange nicht mehr auf der Welt. Ich bin ihre arme Mutter. Da ging der Dro- gist auf sie zu und sagte: „Bleiben Sie bei mir. Ich will für Sie sorgen. Annas Mutter soll es nicht schlecht gehen.“

Anna blieb bei dem Mann und führte ihm den Haushalt. Abends saßen sie beisammen, und sie hörte wehmütig die Geschichte ihrer Jugend und einer Liebe, die sie achlos und leichtsinnig verpielt hatte. Friedrich Fänger

Weibliche Sklaven

... hat die Pocken bereits gehabt — Im Salzschlamm der Sahara

Am 31. Dezember 1761, also erst vor 175 Jahren, erschien in einer Londoner Zeitung eine Anzeige mit folgendem Wortlaut: „Zu verkaufen. Gefundes Negermädchen, etwa 15 Jahre alt. Spricht gut Englisch, wäscht gut, macht Hausarbeit und hat die Pocken bereits gehabt.“

Erst elf Jahre später wurde vom englischen Parlament eine Verfügung erlassen, daß jeder Sklave, der seinen Fuß auf britischen Boden setze, von diesem Augenblick an frei sei. Aber noch fast ein Jahr- hundert später blühte in den Vereinigten Staaten die Sklaverei. Es waren vier Jahre erbitterten Kampfes nötig, um ihr ein Ende zu machen. Heute gibt es hauptsächlich in Arabien noch Sklavemärkte.

Der Hauptmarkt befand sich in der Landschaft Gedjha am Roten Meer, wo der König Hussein den Sklavenhandel buchstäblich ermutigte und in der offiziellen Zeitung „Quibla“ zur Rechtfertigung dieses Brauchs Aufsätze schrieb. Er erklärte, daß der Koran die Sklaverei erlaube. Das ist aber eine falsche Auslegung des Korans. Der Koran gestattet nicht, daß Menschen gekauft und verkauft werden,

sondern er erlaubt nur, daß Gefangene, die im Ver- lauf eines Krieges gemacht wurden, als Sklaven verwendet werden dürfen. Die im Gedjha zum Verkauf kommenden Sklaven aber waren meist Neger, die von Sklavenhändlern in den verschiedenen Teilen des Sudans und Abessinien geraubt und dann über das Rote Meer nach Arabien gebracht worden waren. Als Hauptorte, an denen dieser schmachvolle Handel vor sich ging, sind Widi, Birt und El Taif zu nennen. Hier wurden Woche für Woche Hunderte von Männern, Frauen und Kindern verkauft. Ob- wohl verschiedene europäische Nationen durch Polizei- boote auf dem Roten Meer den Handel zu unter- binden suchten und noch suchen, gelang es den Sklavenhändlern immer wieder, mit ihrer Beute zu entkommen. Wie frech sie vorgingen, ist ungläublich. Mit Flinten bewaffnet, überfielen ihre Vanden die Dörfer der Eingeborenen und nahen die ganze Be- völkerung außer den Einwohnern, die zu alt zum Verkauf sind, gefangen. In einer dunklen Nacht brachten sie dann mit ihren Booten die Beute nach Äfen hinüber. Daß die Sklavenhändler die Gefahren,

die ihr schmutziges Handwerk mit sich bringt, auf sich nahmen, erklärt sich aus ihrer Geldgier, denn das Geschäft war ziemlich einträglich.

Die Sklaven wurden allerdings von ihren späteren „Besitzern“ nicht schlecht behandelt, was sich ja schon daraus erklärt, daß so viel Geld für sie bezahlt wurde. König Husseins ganze Leibwache zum Bei- spiel bestand aus Sklaven, die so anhänglich waren, daß sie als die einzigen ihm die Treue hielten, als seine Untertanen sich gegen ihn wandten. Auch die Verleumdungen im Persischen Golf wurde vielfach von Sklaven betrieben.

Die schlimmste und roheste Sklaverei herrscht jetzt noch, so viel bekannt ist, im Innern der Sahara. Ihr Mittelpunkt ist die fast unbekannte Stadt Taou- deni, die in einiger Entfernung von der spanischen Kolonie Rio de Oro, im Westen der Sahara liegt. Hier befinden sich Salzminen, in denen Sklaven arbeiten. Ihre einzige Nahrung sind ein paar Datteln und etwas Hirse; dabei bekommen sie kaum so viel Süßwasser, daß sie ihr Leben fristen können. Ihre Arbeit besteht darin, daß sie den Salzschlamm in der glühenden Sonne zum Trocknen ausbreiten. Ihre Körper sind mit einer Salzkruste überzogen. Die Stadt Taoudeni ist so etwas wie eine Hölle auf Erden: kein Baum, kein Strauch, und eine glühende Hitze. Die Sklaven sehen aus wie lebendige Skelette. Wenn sie sterben, werden ihre Leichen in irgendeine Felschöhle geworfen. Vor drei Jahren drang einmal eine französische Expedition bis zu dieser Stadt vor. H. E.

Verwickelte Verwandtschaft

In der kleinen Stadt Hamanton in New Jersey sitzen arbeitsame Männer und fleißige Frauen, müde Greise und mutwillige Knaben seit Tagen mit Bleistift und Papier über einer unge- wöhnlichen Rechenaufgabe. Grund der allgemeinen Aufregung ist die Tatsache, daß der 65jährige B. Delfer die 21jährige Emma Mehner geheiratet hatte. Emma ist die Tochter von Josef Mehner. Dieser Josef Mehner hat vor 15 Jahren zum zweiten Male geheiratet, und zwar die Tochter Anna des Delfer, der — zuvor sein Schwiegervater — nun- mehr sein Schwiegersohn geworden war.

B. Delfer und Emma Mehner haben nun ein Kind bekommen. Der Fall liegt hoffnungslos ver- wickelt. Delfer ist der Schwiegersohn seines eigenen Schwiegersohns, seine Tochter Anna ist seine Stief-Schwiegerschwägerin und die Stiefgroßmutter sei- ner jetzt geborenen Tochter, zugleich aber deren Halb- schwester. Josef Mehner ist der leibliche Groß- vater seiner Tochter, die Welt gefommenen Schwägerin. Stellt man sich die Verwandt- schaftstabelle vor, die in der nächsten Generation dieser Familie entstehen werden, so wird man vol- lends rei für einen längeren Sanatoriumsaufent- halt. . .

Zuneigung und Haß — in die Haut geätzt

... hat die Pocken bereits gehabt — Im Salzschlamm der Sahara

So fremd der Brauch des Tätowierens unserer Zeit erscheinen mag, so ist er doch in weitesten Kreisen des Auslandes eingebürgert. Nachstehend skizziert der bekannte Tätowierer der Welt, Pro- fessor Burchett, London, über seinen faszinieren- den Beruf.

Wenn sich eine Statistik aller Vorkommnisse auf- stellen ließe, so würde sich herausstellen, daß jeder vierte Engländer irgendein eintätowiertes Zeichen an seinem Körper trägt. Von den ältesten Zeiten her, aus dem alten Griechenland und aus Rom hat sich die Sitte des Tätowierens bis in unsere Zeiten erhalten, sie hat sich sogar noch aus- gedehnt. Bekannt ist es ja, daß die Seelen der Tö- wierten tragen einen Anker, einen Schiffsnamen oder dergleichen. Als König Georg von England, bekanntlich ein begeisterter Seemann, vor Jahren als Schiffsführer auf dem englischen Kreuzer „Bacchant“ in China stationiert war, ließ er sich gleich seinen Kameraden einen Drachen auf den Rücken tätowieren. König Georg teilt übrigens seit Jahren für das Tätowieren mit sehr vielen anderen Königen; so trug Zar Nikolaus von Rußland zahl- reiche Tätowierungen am ganzen Körper, und der meiste verstorbenen König der Belgier war gleich- falls tatuiert.

Es wäre vollkommen falsch, anzunehmen, daß der Brauch heute nur auf unkultivierte Völker und Menschen beschränkt — nach meinen eigenen Erfah- rungen müßte ich eher das Gegenteil behaupten. Aus dem ältesten Altertum weiß man, daß reiche Griechen oft ihr Testament auf die Kopfhaut ihrer Lieblingsknechte tätowieren ließen — aber erst vor zwei Jahren hat ein einig ähnlichen Fall er- lebt:

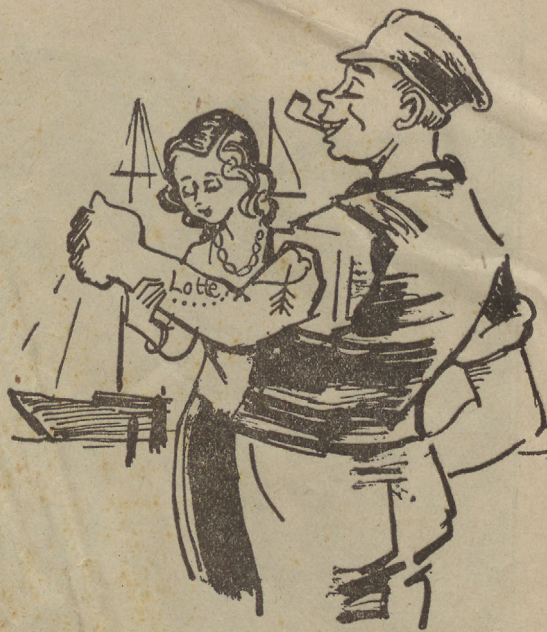
Ein reicher Pflanzler, ein Geschäftsmann ohne jeden Anhauch von Spleen, kam zu mir und bat mich kurzerhand, ihm sein Testament auf den Rücken zu tätowieren. Anscheinend war er im Lebenskampf aller Menschen einschließend seinen Rechtsanwältin gegenüber mißtrauisch geworden, und so wollte er auf diesem Wege die rechte Verfügung über sein Vermögen nach seinem Tode unbedingt sicherstellen. Das Testament war nicht sehr lang, aber immerhin mußte es klar auf verhältnismäßig kleinem Raum eintätowiert werden. Die Namen der Zeugen, wie natürlich auch die eigene Unterschrift des Pflanzers, mußten kopiert werden, und ich machte meinen Kun- den darauf aufmerksam, aber er sagte, er habe juristi- schen Rat eingeholt und wisse, daß das „Dokument“ gültig sei.

Während der Pflanzler sein Testament allein, auch den eigenen Augen entzogen und doch sicher aufbe- wahrt wissen wollte, mußte ich einem jungen Mann bald darauf ein Zeichen eintätowieren, das er ständig vor Augen haben wollte. Er kam zu mir und gestand ganz offen, er habe sein bisheriges Leben völlig ver- pfuscht, er wolle aber nun ganz neu anfangen. Er hatte im Gefängnis gesessen und wollte ein bauerndes Andenken an diese Zeit herumtragen, um sich an jedem Tag und zu jeder Stunde dadurch warnen zu lassen.

Wir kamen schließlich auf eine einfache und doch wirkungsvolle Zeichnung überein. Ein kleines, sehr bössartig darsinzelndes Auge wurde dem jungen

Mann auf den Handrücken tätowiert, das „Auge des Gesetzes“, das alle seine Bewegungen über- wachte. An anderen Stellen des Körpers ließ er sich noch überzogene breite Pfeile eintätowieren. Ich hoffe, daß dem Bruder Leichtfuß dadurch geholfen wurde, denn er schien im Grunde ein anständiger Kerl zu sein.

Generell seltsame Gemütszustand, den wir Liebe nennen, hat mehr Tätowierungen veranlaßt als alle anderen Beweggründe. Im Mai drängen sich in meinem Wartezimmer die Kunden, die den Namen des oder der Geliebten ewig und unverlöschlich auf dem Herzen zu tragen wünschen — bis zum September; denn meist denkt man im Mai nicht daran, daß auch Tätowierungen sich entfernen lassen. Wieder und wieder erlebte ich es, daß ich den einst so teuren Namen löschen mußte. Ein Mann kam nicht weniger als fünfzehnmal zu mir, um den eintäto- wierten Namen seines Mädchens durch einen anderen ersetzen zu lassen. Noch putziger ist aber die Ge- schichte eines Mädchens, das fast ebenso oft bei mir erschien, um den Namen ihres Jach entfernen, und —



Zeichnung: Erwin Scharfenorth

nach einigen Wochen — neu eintätowieren zu lassen. Sie hatte ihren Jach schon längst geheiratet, hatte Kinder und lebte im Grunde glücklich mit ihm zu- sammen — aber nach jedem ersten häuslichen Streit mußte ich den Namen „Jach“, den sie in einem roten Herzen auf der Brust eintätowiert trug, ver- wischen, um ihn ebenso oft wieder einzutragen.

Allerdings habe ich von vielen meiner Kunden auch traurige Ergebnisse hören müssen, wenn sie lange Jahre nach ihrer Beirat zu mir kamen, um nach bitteren Enttäuschungen und langem Ringen den Namen des Ehegatten aus der Haut löschen zu lassen.

Selten hat wirklicher Haß die Leute zu mir ge- trieben. Ein und wieder kam aber doch jemand, dem ich irgendeine Bosartigkeit auf die Haut übertragen mußte. Ich erinnere mich an einen großen, starken, sehr schweigmamen Mann, aufeinander einen See- mann, der mich vor vielen Jahren in knappen Wor- ten darum bat, eine mitgebrachte, unbefohlene aus- geführte Zeichnung auf seinem Handrücken zu täto- wieren. Die Skizze zeigte eine zum Vif vorge- schenelte Schlange, über der eine dolchbewehrte Hand zum Stoß ausholte. Die Bindungen der Schlange trugen den voll ausgeschriebenen Namen eines Mannes — den Namen eines millionenreichen amerikanischen Filmkünstlers.

Der Fremde erklärte mir den Grund seines Jor- nes nicht, aber aus hingeworfenen Bemerkungen konnte ich darauf schließen, daß sich ein altes Leid hier wiederholte: ein Seim zerstört, eine Frau aus- genügt, beiseitegeschoben und schließlich zerbrochen, während ihr Gatte auf fremden Meeren mühsam sein Brot verdiente. . .

Monate vergingen, und ich hatte meinen Besucher ganz vergessen, als ich zufällig in einer amerikanischen Zeitung auf den Namen stieß, den ich dem Seemann eingegraben hatte; der Filmstar war in San Fran- zisko tot aufgefunden worden, er dolcht von einem unbekannten Täter.

Reben dem Eintätowieren von Sinnbildern und Sprüchen hat der Tätowierer noch eine andere, weit- gehend unbekannte Aufgabe: er kann ohne große Mühe die Haut um die Augen und die Wangen schöner Frauen durch bestimmte Farben noch weiter verschönern und so den Kosmetiker bei seiner Arbeit unterstutzen. Nur selten aber führt bloßer Sen- sationshunger zu Tätowierungen; ich erinnere mich eigentlich nur an einen Fall, eine Dame aus hohen Gesellschaftskreisen, die sich zwei zusammengewollte Schlangen auf die Wriste tätowieren ließ, „weil“, wie sie mir erklärte, „die Königin Cleopatra eine äh- nliche Tätowierung trug, und weil Cleopatra immer mein Schönheitsideal war.“

Professor A. Burchett-London

Angeklagte in Badehosen

Die Würzburger Polizei hat jetzt einen recht dra- matischen Feldzug gegen alle Uebeltäter durchgeführt, die an verbotenen Stellen der Weichsel baden. Grund dafür war das ungewöhnlich starke Anwachsen von Unglücksfällen, das in diesem Jahre über alle Ver- gleichszahlen der Vorjahre hinausging. Um die Schwarzbadenden mit Sicherheit zu fassen, richtete die Polizei sogenannte „schwimmende Ge- richter“ ein, die auf Motorbooten ständig die Weich- selufer beobachteten. In den Motorbooten befinden sich außer Polizeibeamten zwei Richter, die zur sofor- tigen Urteilsprechung zur Verfügung stehen. Wird ein Badender an einer verbotenen Stelle gefaßt, so wird er sofort verhaftet, in Badehosen in das Boot gezogen und von dem schwimmenden Gericht abge- urteilt. In der letzten Woche wurden auf diese Weise allein 76 Personen rechtskräftig mit Geldstrafen belegt.

Ärztlicher Rat

Dr. Herbert Meckies: Unser Kind lispelt

Für jede Mutter hat es etwas Berückendes, wenn sie feststellt, daß ihr Kind lispelt. Mit Recht sieht sie darin einen körperlichen Mangel, der für den späteren Lebensweg von schwerwiegender Bedeutung ist. Bei der Wahl eines Berufes scheiden diejenigen von vornherein aus, bei denen es auf eine einwandfreie Lautbildung ankommt. Auch im übrigen wird es für den mit diesem Fehler Behafteten schwierig sein, sich im Leben durchzusetzen. Vor allem steht aber das Seelenleben unter dem Zeichen dieses körperlichen Mangels. Das Bewußtsein, beim Sprechen stets aufzufallen, macht aus sensiblen Menschen leicht Hypochondern, die sich vollständig in sich verziehen.

Diese Gefahren und Nachteile machen es jeder Mutter zur Pflicht, mit allen Mitteln die Beseitigung dieses Sprachfehlers bei ihren Kindern anzustreben, sowohl durch tägliche Sprechübungen als auch an Hand weiterer ärztlicher Ratsschläge. Will man irgend etwas gegen das Lispeln tun, so muß man sich zunächst über die besondere Art des Lispelns bei seinem Kind orientieren. Es handelt sich im allgemeinen um eine fehlerhafte Bildung der S-Laute, wo zu auch z und sch gerechnet werden. Dies geschieht durch verschiedene falsche Stellungen der Zunge. Entweder berührt die Zungenspitze beim Sprechen der S-Laute die Innenfläche der oberen Schneidezähne beziehungsweise liegt den oberen Schneidezähnen fest an, oder die Zunge wird zwischen den beiden Zahnreihen hindurchgeschoben. Im ersten Fall wird der Luftstrom leicht gebremst, im zweiten Falle vollständig seitlich abgelenkt, so daß ein S-Laut entsteht, der sich ähnlich wie ein „S“ anhört. Eine andere Regelwidrigkeit besteht darin, daß die Zunge zu stark in der Längsrichtung gestülpt wird, wodurch entsteht beim Sprechen ein pfeifendes Geräusch. Weitere Fehler ergeben sich bei Störungen in der Wirkbarkeit des Gaumensegels, so daß die Luft beim Sprechen größtenteils durch die Nase entweicht. Auch beim Wollstachen und bei der Haischichte treten ähnliche lispelnde Geräusche auf.

Wie kommt es nun, daß ein Kind lispelt? Dafür sind verschiedene Gründe vorhanden. Eine große Rolle spielen natürlich Erkrankungen und Mißbildungen der Organe, die am Zustandekommen der Zischlaute beteiligt sind. So findet sich Lispeln ganz besonders bei Lippen- und Gaumenspalten, das durch operativen Eingriff beseitigt werden kann. Auch stellt sich bei Kindern zuweilen nach schwerer Diphtherie eine Lähmung des Gaumensegels ein, was ebenfalls zum Lispeln führt. Auch sonstige notwendige operative Eingriffe im Nasen- und Rachenraum führen mitunter zu Sprachstörungen. Eine eigenartige Erscheinung ist Lispeln bei Ohrenentzündungen, wobei die Hörfähigkeit für das S, das 6000 Schwingungen hat, fehlt. Es ist dann keine eigene Kontrolle beim Sprechen des S möglich, und so entstehen Lispelgeräusche. Auch Mißbildungen des Gehirns, sowohl des Kiefers als auch der Zäune, können die Ursache des Lispelns sein. Entsprechende Regulierung kann schon viel zur Heilung beitragen. Lispeln kann auch auf Grund reiner Nachahmung entstehen. Das Kind, das Sprechen lernt tut dies ganz nach dem Vorbild der nächsten Umgebung, vor allem der Mutter. Lispelt diese, so ist es nur zu wahrscheinlich, daß auch das Kind anfängt zu lispeln, begründet durch eine unbewußt falsche Stellung der Zunge beim Sprechen. Dasselbe Verhalten haben wir aber auch bei gewisser Ungeschicklichkeit der Zungenbewegung, die durch zu geringe Übung der Zischlaute bedingt ist. Die Heilung aller dieser verschiedenen Arten des Lispelns ergibt sich schon ohne weiteres aus der Beseitigung ihrer Ursachen. In vielen Fällen, besonders in denen ein Störung der anatomischen Verhältnisse vorliegt, wird eine Operation kaum zu vermeiden sein. Anders liegen die Dinge schon beim Lispeln, das durch Nachahmung und Ungeschicklichkeit der Zunge hervorgerufen wird. Hier kann durch die Übungsbehandlung eine völlig normale Sprache wieder erlangt werden. Aber auch bei allen übrigen Arten ist durch Übungsbehandlung wenn nicht Heilung, so doch Besserung zu erreichen. Auch nach einem etwaigen operativen Eingriff ist Übungsbehandlung unerlässlich, um wieder eine richtige Aussprache der S-Laute zu bekommen.

Die Übungsbehandlung sei, soweit dies hier möglich ist, kurz geschildert. Von manchen Sprachärzten werden verschiedene Instrumente empfohlen, um sie durchzuführen. Für uns kommt die rein sprachliche Übungsmethode nach Dr. Fernau-Dorn in Frage, die bequem zu Hause durchgeführt werden kann. Man beginnt zunächst mit einer Zungengymnastik. Der Patient versucht die Zunge in der Längsrichtung zu falten, also eine Rille zu bilden. Geht es nicht, so können die Finger zu Hilfe genommen werden. Um die Muskelfraft der vorderen Zungenhälfte zu stärken, läßt

man auch in der Querrichtung falten, also die Zungenspitze nach oben rückwärts schlagen. Dies muß wochenlang immer wieder geübt werden, bis es ohne Mühe geht. Dann beginnt man mit Sprechübungen, aber nicht gleich mit den Zischlauten, sondern mit ähnlichen, die der Lispelnde richtig sprechen kann und bei denen die Zungenhaltung fast die gleiche ist wie bei den Zischlauten; das ist der b- und t-Laut. Man läßt Silben und Worte sprechen, in denen diese Laute vorkommen, erst langsam, dann immer schneller. Dabei ist darauf zu achten, daß die hinteren Zungenränder die Innenseite der oberen Zähne berühren, wie das beim richtig gesprochenen d- und t der Fall ist. Nachdem dies gründlich geübt worden ist, und das b beziehungsweise t sauber ausgesprochen werden kann, ist es nur ein kleiner Schritt zum z und von da zum s und sch. Die Haltung der Zunge bleibt vollkommen dieselbe wie beim d- und t-Laut, nur die Zungenspitze läßt sich beim Zischlaut die Luft nach vorn entweichen. Gelingt die Aussprache des z, so ist weiter an Worten und Silben zu üben. Die Dinge liegen durchaus einfach und so kann viel erreicht werden, vorausgesetzt, daß Gehör vorhanden ist und fleißig Sprechübungen getrieben werden.

und müssen dauernd gewechselt werden. Dann kommt das Kind einen kalten Rücken in der nassen Badung, quält und schreit in einem fort. Ein großer Irrtum ist es, zu glauben, daß die feuchte Windel nur kalt ausgespült werden muß. Das Wundsein der Kinder ruht sehr oft von solchen unhygienisch behandelten Windeln her, die außerdem sehr bald einen häßlichen Geruch annehmen. Jede Windel wird sofort eingeweicht und mit wenig Seifenpulver ausgekocht, dann gespült und an der Luft getrocknet. F. W.

Haut und Nase

In der „Monatsschrift für Ohrenheilkunde“ beschreibt Dr. von Alföldy aus Budapest eine Reihe von Hautkrankheiten, die durch Entzündungsherde im Nasen-Rachengebiet unterhalten werden. Die Erkenntnis, daß die Haut als ein äußerer Projektions-schirm für innere Vorgänge aufzufassen ist, fest sich immer mehr durch. Ekzeme, Furunkel, Hautjucken, Nesselausschläge werden oft durch Infektionsherde im Innern des Körpers verursacht. Am häufigsten entstehen diese Herde durch Entzündungen der Zäune. An zweiter Stelle stehen zweifellos chronische Entzündungen der Gaumen- und Nasenmandeln und Krankheiten der Nasennebenhöhlen. Dr. von Alföldy teilt eine Anzahl von Fällen mit, in denen eine Erkrankung der Nase die Ursache des Hautleidens bildete. Durch Spülungen der Nebenhöhlen der Nase heilte die Hautkrankheit in kurzer Zeit ab. Man kann den Zusammenhang sich so vorstellen, daß Bakterien oder ihre Gifte ins Blut gelangen und auf diese Weise die Widerstandsfähigkeit der Haut gegen gewisse sich wiederholende Schädigungen herabsetzen.

Nach den Blumenpflücken

erst die Hände seifen, dann zur Nahrung greifen! Blumenpflücken ist kein unschuldig idyllisches Vergnügen, wenn es auch auf den ersten Blick so scheint. Aus den abgebrochenen Stängeln fließt der Saft der Blumen, die in der Hand gedrückten Blätter scheiden ebenfalls eine Flüssigkeit aus, die oft recht scharf und reizend, manchmal sogar giftig ist. Mit den gleichen Fingern, die eben mit diesem Saft in Berührung gekommen sind, faßt man später Obst und andere Speisen an und wundert sich dann, wenn man an Magenleiden oder Unwohlsein erkrankt.

Während man auf einer Wiese ausrastet, nimmt man oft ganz in Gedanken eine Blume oder einen Grashalm spielend in den Mund und kaut daran. An den Gräsern sitzt aber oft ein winziger Gaskillus, der Strahlenpilz, der eine bösartige Krankheit hervorruft.

Leute mit empfindlichen Schleimhäuten sollten auch nicht zu tief in die Blumen hineinrücken. Blütenstaub kann eine empfindliche Reizwirkung auf die Schleimhäute ausüben. Außerdem werden leicht kleine Insekten beim starken Niesen in die Nase eingezogen.

Hat man zum Abschneiden der Blumen ein Taschenmesser benutzt, dann vergesse man nicht, die Klinge sorgfältig zu reinigen. Bei nächster Gelegenheit wird mit dem gleichen Messer ein Apfel abgeschält oder eine Brotstange durchgeteilt!

Schlamm ist gesund?

Der Schlamm, schon vor uralten Zeiten durch seine große Heilkraft bekannt, ist dabei, sich in der neuesten Medizin erneut durchzusetzen. Vor allem als Heilmittel gegen Schwellungen, Gelenkrheumatismus, Versteifungen, akutes Reiten, Schiefhals, Hexenschuß, Krämpfe, Neuralgie, Venenentzündungen, chronische Affektionen der Gallen- und Leberwege, Schuppenflechte, Regenbogenhautentzündung, schmerzhaftes Zittern der Eingeweide und ähnliche Krankheitsformen.

Es handelt sich dabei um jene schwarzgrünen Schlammarten, die in den unterirdischen Tiefen der Vulkanen, in der „Hexenküche der Natur“, oft 1600 und 1700 Meter unter der Erde, erzeugt werden. Die heißen Schwefelquellen schaffen den Schlamm an die Erdoberfläche. Die Schlammengen lagern sich in kleinen Schlammtrümmern ab, die von einer Temperatur von etwa 67 Grad Celsius beherrscht werden.

Aus granitartigen, kleinsten Kriställchen gebildet, enthält der Heilschlamm als wichtigste Stoffe Schwefel, Radium, Eisen und Kalz, dagegen ist sein Bestand an Erd- und Pflanzenelementen außerordentlich gering. Der Radiumgehalt stellt sich aber nicht etwa als „Emanation“ von nur begrenzter Wirkungsdauer dar, es handelt sich vielmehr um Radiumsalze, die so außerordentlich wirksam und nachhaltig sind, daß sie von ihren heilenden Kräften erst etwa in sechstausend Jahren die Hälfte einbüßen. Zugleich herbergt der Schlamm in großer Zahl Bakterien, Algen und sonstige Organismen. Es handelt sich also nicht etwa um einen toten mineralischen Schlamm, sondern um ein unaufhaltsam sich erneuerndes bakterielles Leben.

Der in den Vulkangebieten gewonnene Schlamm wird für den Transport eingetrocknet und gepreßt. Beim Eintrocknungsprozeß verwandelt sich die ursprünglich dunkelgrüne Farbe in Gelb. Am Verbandsort wird dem festen Schlamm Wasser zugefügt, worauf sich als besonderes Zeichen des neu erwachten bakteriellen Lebens die gelbe Farbe wieder

in eine dunkelgrüne zurückverwandelt. Die Schlammpackungen werden entsprechend der Art des Leidens mit einer Temperatur von 38 bis 55 Grad Celsius verabfolgt bei einer jeweiligen Anwendungsdauer von 15 bis 30 Minuten. Es ist zweifellos, daß die Haut, wenn sie mit Wasser von 50 Grad und mehr in Berührung käme, solche Hitzegrade nicht mehr aushalten würde, der vulkanische Schlamm hat jedoch den Vorteil, daß er die hohen Temperaturen auch lange mit voller Gleichmäßigkeit behält.

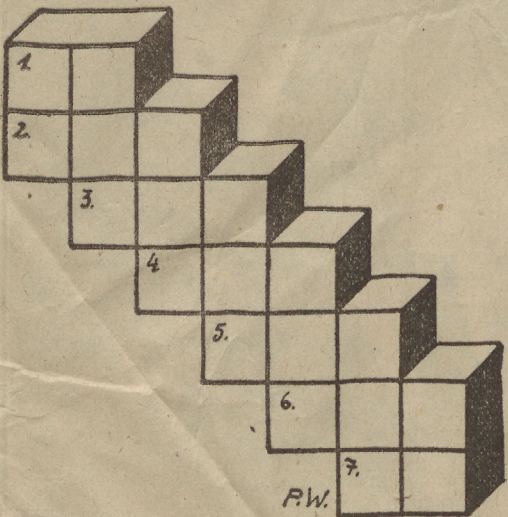
Unter dem Einfluß der gesteigerten Temperaturen vollzieht sich eine Blutabwanderung nach der betroffenen Körperpartie, zugleich mit der Blutwanderung werden auch die natürlichen Heilstoffe des Blutes mobilgemacht. Ebenso werden die Zellen zu sehr lebhafter Arbeit angeregt, die krankheitsbekämpfenden Funktionen des Organismus treten auf der ganzen Linie in Tätigkeit.

Das falsch gewickelte Kind

Neulich war ich bei einer Freundin auf dem Lande zu Besuch, um mich zu erholen und um ihr etwas im Haushalt beihilflich zu sein. Sie hatte ihr erstes Kindchen bekommen, und ich war entsetzt, was für altmodische Ideen sie beim Wickeln und auch sonst bei der Pflege des kleinen Christian hatte. Sie wickelte immer das Hemdchen und Jäckchen unter die verschiedenen Lagen und spülte die Windeln nur kalt aus, um sich nicht die Mühe des Aufklopfens zu machen. In der Stadt würde sie längst belehrt worden sein durch die Fürsorge oder Mütterchule. Nun habe ich die Belehrung übernommen: Hemdchen und Jäckchen werden hochgeschlagen, um die ganze Wickelerei erst mit Mullwindel, Flanellwindel, Unterlage und großem Decktuch erledigt zu haben, und dann das Jäckchen darüberzuziehen, sonst saugen sich beim Anmachen Jacke und Hemd immer gleich voll

Aber kann raten?

Magische Silbentreppe



bern — bi — brud — de — de — do — do — fott
— ger — ger — hä — na — scha — scha — stein
— stein — tor — tor — tru.

Die vorstehenden Silben sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß in den waagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter mit folgender Bedeutung entstehen: 1. ostpreussischer Edelstein, 2. deutscher Kräuterlikör, 3. weiblicher Vorname, 4. kaufmännischer Ausbruch für Schulden, 5. Wirbelsturm, 6. fruchtbare Gegend in Rumänien, 7. Blutgerüst.

Träge

Den Eins gießt man auf die Zwei-drei.
Dann ist im Dunkeln helle sei.
Nennt man dich eine Eins-zwei-drei,
So ist das keine Schmeichelei!

Verschmelzungsaufgabe

Dom + Knute = Wichtiges Schriftstück
Luna + Imme = Vorname eines Philosophen
Lob + Rehe = Kostbare Holzart
Hero + Stein = Zierpflanze
Ar + Ulan = Zauberhafte Wurzel
Obe + Mus = Ostseeinsel
Lohn + Brom = Dänische Insel
Uhr + Rote = Strom in Asien
Leander + Reid = Europäischer Staat
Rat + Ellen = Beleuchtungsgegenstand
Fide + Rente = Wasservogel
Teer + Of = Stuchberzeugung
Crusoe + Nil = Historienmaler
Lehm + Ara = Stadt in Holland
Ente + Alf = Dichtautor

Je zwei Worte sind miteinander zu verschmelzen, so daß die gesuchten Wörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben wiederum ein Wort von Willenbruch nennen.

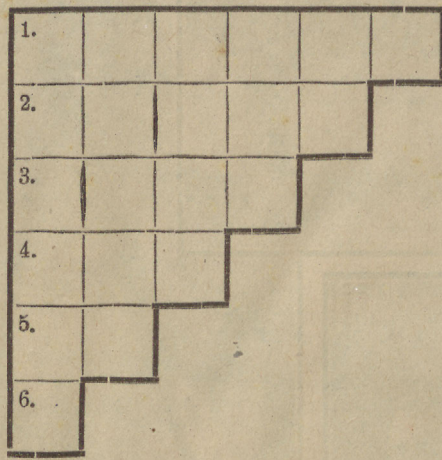
Römischer Eingang

Zwei Worten dir den Weg verschließen
Zum Hof und in das Haus hinein.
hängt eine nicht an Gänsefüßen,
So machen sie dir Qual und Pein.

Bilderrätsel



Magisches Dreieck

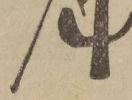


1. Fluß in Ostpreußen. 2. Zubehör zum Boot.
3. Nebenfluß der Jula. 4. germanischer Wurfspieß.
5. persönliches Fürwort. 6. Konjunkt.

Buchstabenrechnung

(a - s) + (b - c) + (d - e) + f + (g - h) = x
a = fremdländische Getreidepflanze
b = emailliertes Trinkgefäß
c = Musik-Vorzeichen
d = Porzellangefäß
e = nordisches Göttergeschlecht
f = Baumgehege
g = männlicher Vorname
h = Ort im Kreise Wolbrungen.

Scherzrätsel



Immer wechselnd

Es ist der Mond schön anzusehn
Und muß sich um die Erde drehn;
Auch diese muß das All durchreisen
Und rastlos um die Sonne kreisen.

Es wird der ew'ge Weltenreigen
Sich dir, mein Freund, im Wasser zeigen:
Zwei Worte sind's, die drauß entstehen;
Du wirst sie ständig wechseln sehn.

Das eine ist des Seemanns Heil —
Das andre meint das Gegenteil;
Und dieses habe ich — o weh! —
Zu oft in meinem Portemonnaie!

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Elefant, 6. Bagabund, 8. Angst, 9. Des, 10. Senta, 14. Athene, 15. Tagebuch, 16. Gut, 19. Rebelle, 20. Erle, 21. Ampere, 23. „Niedermaus“, 26. Cerii, 27. „Tosca“, 28. Reh, 29. Mehl. — Senkrecht: 1. Eva, 2. Landsäger, 3. Egge, 4. Faß, 5. Abt, 7. Deneb, 10. Stif, 11. Che, 12. Nehre, 13. Strolch, 14. Adler, 17. Ulrich, 18. Tee, 20. Epsom, 22. Nut, 23. Fee, 24. Du.

Zur Ergänzung: Jurist, Adebare, Süßen, Nautik, Städte, Helfer, Ornat, Rhone, Teheran, Patron, Dame, Alraune, Trappe, Zimmer. „Zahn-Sportplatz“ — „Marathonläufer“.

Rätsel: 1. Albanien, 2. Obermaat, 3. Dienstag, 4. Zahnarzt, 5. Flandern, 6. Wagenrad, 7. Telekop, 8. Reibhart. „Abendrot — Ratangen“.

Buchstabenpyramide: A — As — Ase — Nase — Rajen — Aspern — Spanner.

Inhaltsreih: Durch Schaden wird man klug.

Vorherreih: „Neufahren“.

Zukünftiges Würfelspiel: 1. Rautehmen, 2. Mal, 3. Landsberg.

FILME

die wir sehen werden



Renate Müller in „Liebesleute“



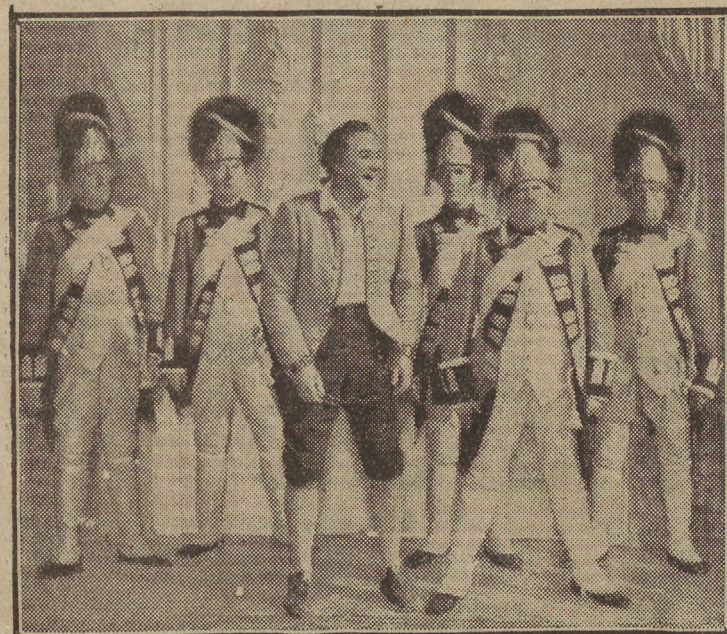
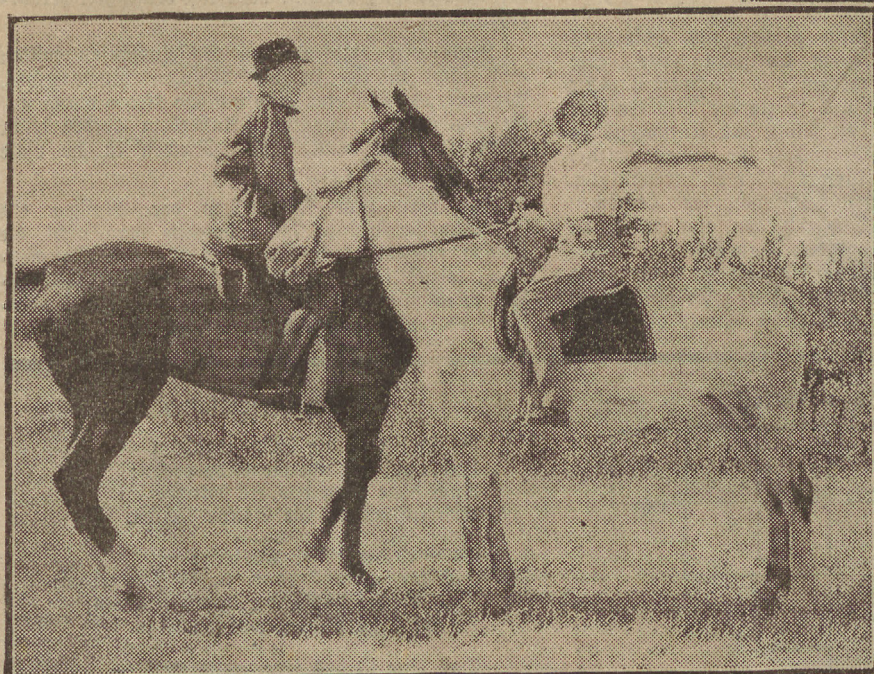
Renate Müller und Gustav Fröhlich in „Liebesleute“

Links: Paul Hörbiger und Karin Hardt in „Wenn die Musik nicht wär“

Unten: Marieluise Claudius in „Das Tal des Lebens“

Ständig ist die deutsche Filmproduktion am Wert, neue Filme zu schaffen. Tausende von Manuskripten werden bei den Filmgesellschaften gelesen und geprüft, hochwertige Kunstwerke, Unterhaltungsfilme, Kulturfilme entstehen, neue Namen erscheinen am Filmhimmel, und in immer wieder neuen Rollen finden wir unsere alten Lieblinge wieder. Drei von den neuen Filmen, die wir demnächst auf der Leinwand sehen werden, sind „Liebesleute“, „Wenn die Musik nicht wär“ und „Das Tal des Lebens“. Ein Geschehen wie das aus Goethes „Hermann und Dorothea“ wird in dem ersten von ihnen neu gestaltet. Gustav Fröhlich, Harry Liedtke und Renate Müller finden wir unter den Darstellern. „Wenn die Musik nicht wär“ ist ein Lustspiel, das von einem jungen Musiker erzählt. Auch hier beliebte Darsteller: Paul Hörbiger, Karin Hardt, Sybille Schmitz und Ida Wüst. Nach dem gleichnamigen Bühnenwerk von Max Dreyer, von dem auch „Reifende Jugend“ stammt, entsteht der Film „Das Tal des Lebens“, dessen Stoff volkstümlich und künstlerisch gestaltet wird. Die Hauptrollen spielen Gustav Knuth und Marieluise Claudius. mt.

Unten: Gina Falckenberg und Gustav Fröhlich in „Liebesleute“



Eine lustige Szene in „Das Tal des Lebens“

Rechts: „Wenn die Musik nicht wär“
In der Hauptrolle Sybille Schmitz



Mit 7 BABIES auf Schub

Ein Mutterschicksal im Weltkrieg

Eine Deutsche, die vor dem Krieg in Paris lebte, erzählt ihre Erlebnisse. Sie hat sieben Kinder, darunter Zwillinge und Drillinge. Zunächst lebt sie unbehindert in der Nähe von Paris. Ein Beamter hat sie aus Mitleid als Französin gemeldet. Das kommt jedoch heraus und sie wird mit ihren Kindern in ein Lager geteilt.

Erst als uns der Leutnant in einer Ecke eine Schütte zerteilten Strohs zugewiesen hatte und uns aufforderte, hier Platz zu nehmen, war uns das Traurige unserer Lage klar! Wir erhielten für uns neun Personen fünf Decken, und so machten wir unser Lager zurecht. Mutter und ich je am Ende und zwischen uns die sieben Kinder. Unsere Männer durften wir nur zweimal die Woche während 10 Minuten sehen. Zu diesem Zweck wurden wir alle auf den Bodenraum hinaufgeführt, durften aber nicht deutsch sprechen, während der Leutnant und 15 Mann Bewachung durch die Leute spazierten. Dieses hat sich dann infolgedessen geändert, als eine Inspektion vom amerikanischen Roten Kreuz veranlaßt, daß die Mittags- und Abendmahlzeiten gemeinsam eingenommen werden durften.

Zu essen gab es tags und tagein daselbe, mittags und abends Kartoffeln und Gemüse zusammengeflocht.

Der Raum, in welchem wir lebten, war früher Konzertraum, mit einer Erhöhung von sechs Stufen auf der Schmalseite, der einstigen Bühne. Auf diesem ausgemauerten Platz waren zwei Mütter untergebracht, eine mit sechs und eine mit zwei Kindern. Diese hat mir angeboten für etwas Geld mit mir den Platz zu tauschen. Als ich sie fragte, ob ihr 5 Franken genug wären — wäre sie mir fast um den Hals gefallen; dafür hat sie mir dann beim „Umzug“ geholfen, für weitere 10 Centimes mir die Hausarbeit und ein Stück Gangfehren abgenommen.

Um 12 Uhr jeden Mittag durften die Frauen mit den Kindern in den Garten hinaus. Der Garten bestand aus einer großen Fläche mit einer Christusstatue, in der Mitte war etwas Gras, im Sommer war man der größten Sonnenglut preisgegeben. Morgens wurden die Kinder mit zwei Soldaten, die aufgestellten Seitengewehre trugen, in die Schule geführt und um 11 Uhr wieder abgeholt. Meine beiden Großen waren auch dabei. Um 12 Uhr mußten wir wieder mit den Kindern in den Saal hinein, dann wurden die Männer in den Garten geführt, und nachdem sie draußen waren, hat der Wachposten die Türen aufgerissen und die Kinder gerufen. Diese wurden meist durchsucht oder ausgefragt, ob sie nichts in der Tasche hätten für den Vater.

Um 9 Uhr früh trug der Leutnant von Saal zu Saal die Post aus. Einmal ist mir eine der Zwillinge bei der Tür hinaus und wollte zu ihrem Vater die Stiege hinauf — dabei ist sie dem Leutnant in die Arme gelaufen. Auf die Frage, wo sie hin will, sagte sie, sie gehe spazieren. Da hat der Leutnant sie bei der Hand genommen und gefragt, ob sie ihm ein Lied singen könne. Dann hat das Kind ein kleines Gebet gesagt, wie sie es in der Kinderschule gelernt hatte. Das hat dem Leutnant sehr gefallen, und sie hat mit ihrer kindlichen Einfachheit seine ganze Gunst gewonnen. Darauf erhielten wir sogar eine Kuchenschüssel und durften uns auch nach Bedarf Wasser holen, eine Vergünstigung, um die wir sehr beneidet wurden. Außerdem hatte er auch des öfteren eine Zuckerrange für die Kinder, und wenn Besichtigung in das Lager kam, war ich immer eine Art Schaustück. Wie oft fiel die Bemerkung: „Man kann kaum glauben, daß diese Frau eine Deutsche ist.“ In der Erniedrigung war die Anerkennung gelegen!

Auf der Austauschliste

Unter so vielen Leidensgenossen hat man sich schließlich mit seinem Schicksal abgefunden, aber es ist nichts von Dauer, und auch diese Gleichheit der Tage war nur die Ruhe vor dem Sturm.

Anfang Mai wurde eine Französin mit fünf Buben eingeliefert, die mit einem Deutschen verheiratet war. Sie war schon in mehreren Lagern, denn sie verlor immer wieder, mit ihrem Mann zusammengekommen, welcher zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt war, da er sich zu Kriegsbeginn für einen Franzosen ausgab. Genau wie Deutsche es mit uns in St. Germain gemacht hatte. Jetzt erst war mir klar, was ich damals gewagt hatte. Kurzum, diese Frau hatte von jedem Lager etwas mitbekommen, in einem Kleiderläufe, im andern die Gesichtsmaske, im dritten zur allgemeinen Weiterverbreitung hatten die Kinder den Keuchhusten — das hatte uns eben noch gefehlt! Die Großen durften jetzt nicht mehr in die Schule, und auch mit den so wohlwollenden einmündigen Schwestern, während die Kinder bei ihren Vätern im Garten waren, war es nun vorbei. Während der drei Wochen waren die Kinder durch den Husten und die schlechte Ernährung so elend und heruntergekommen, auch ich selbst infolge der schlaflosen Nächte. Mütterliche Hilfe oder Medikamente gab es nicht. Jede Frau weiß, daß Keuchhusten 90 Tage dauert und nur gute Ernährung und Luftveränderung Linderung bringt. Somit hat mein Mann mit dem Leutnant vereinbart, mich mit den Kindern auf die nächste Austauschliste zu setzen. Ich ahnte ja nicht, daß jetzt erst mein Leidensweg beginnen sollte.

Ich hatte beständig eine unbefriedigende Bangigkeit in mir, meine Mutter führte es auf diese allgemein drückende Atmosphäre zurück. Es waren während einiger Tage zwei Kinder gestorben, und unser Leutnant wollte, daß alle Kinder zur Beerdigung mitgehen sollten. Darüber gezeiten alle in helle Begeisterung, nur endlich einmal wieder ein Stück Weges im Freien gehen zu können. Vor eines meiner Zwillinge hat sich widerlegt. Es half nichts, dieses sanfte und leicht lebbare Kind war gar nicht wieder zu erkennen, es gebärdete sich wie verzweifelt, und rief immer wieder: „Bitte, liebe Mama — bitte,

bitte, laß mich da, ich will, ich will nicht auf den Friedhof — laß mich da.“

So ist die Kleine dann mit meiner Mutter als die Letzte ein gut Stück hinter dem Trauerzug nachgegangen, und immer wieder bettelte das Kind: „Bitte, liebe Großmama, wir zwei gehen nicht auf den Friedhof!“

Hat die arme Kleine gefühlt, daß ihre Tage gezählt sind?

Die große Aufregung schien als ein vorübergehendes Nichts vergessen zu sein, um so mehr, als uns der Leutnant mitteilte, daß in einigen Tagen ein Transport nach der Schweiz abgehen sollte. Er hatte sogar das Ansuchen um einige hundert Franken von unserem sequestrierten Bankguthaben befürwortet, und nach Eintreffen des Geldes waren wir auch mit unseren Reisevorbereitungen in Anspruch genommen und abgelenkt. Ich hatte es gar nicht bedacht, daß ich wieder in eine ungewisse Zukunft gehe und mein Mann zurückbleiben muß. Und plötzlich war sie wieder da, diese lähmende, atemraubende Bangigkeit.

Als wir am Morgen der Abreise erwachten, lag neben mir ein fieberhaftes Kind — das größere Mädchen von den Zwillingen war über Nacht ernstlich erkrankt. Was sollte ich tun? Bleiben oder die Fahrt antreten? — Ein langes Überlegen gab es nicht — so haben wir uns schließlich zur Fahrt entschieden. Mein Mann erhielt die Erlaubnis, uns bis zur Hauptstation, also bis nach Koblenz, zu begleiten. Er trug das erkrankte Kind. Der Bahnarzt hat das Kind untersucht, doch nichts Besseres feststellen können, da die Krankheit erst im Entstehen war.

Es war mir alles wie im Traum, der Abschied meines Mannes von den Kindern — das rücksichtslose Geschoß der noch dazu gekommenen Internierten — die Angst, ja kein Kind zu verlieren.

Es gab damals noch keine Sammellager, und so wurden wir kreuz und quer durch Frankreich gefahren, um alle Orte zu berühren, an welchen noch Austauschgefangene dem Transport angetraut wurden.

Wenn ich sage, daß wir in Grenoble und sogar in Avignon waren, dann ist es verständlich, daß wir erst am Freitagabend in Genf eintrafen — also fünf Tage und fünf Nächte Bahnfahrt mit sieben Keuchhustenkindern!

Die Angst um meine fieberkrante Kleine war geschwunden vor Heimtücklichkeit.

Meine arme Mutter war in unermüdlicher Fürsorge und Geduld um die Kinder bemüht und war doch selbst so hilfsbedürftig!

Am 6. Uhr abends in Genf angekommen, erwartete eine unübersehbare Menschenmenge die Austauschgefangenen. Mutter, die sieben Kinder und ich waren im ersten Auto zum Roten Kreuz gefahren worden unter den Schreien der Spalier stehenden Leute. Als man die Kinder aus dem Wagen hob und den Keuchhusten feststellte, hob man uns sofort in ein abgelegenes Zimmer, um Ansteckung zu vermeiden. Alle wurden gebadet, umgezogen und bewirtet — uns hatte man in dem Trübel vergessen und gerade noch im

letzten Moment im letzten Wagen verladen können. Denn um 9 Uhr ging die Reise weiter. In Genf wurden die Transporte geteilt, die Österreicher nahmen eine andere Fahrt Richtung, ebenso die Reichsdeutschen, aber meiner Mutter wurde mit Rücksicht auf die Kinder die Erlaubnis erteilt, über Deutschland zu reisen.

Auf deutschem Boden

Um 7 Uhr früh waren wir in Singen am Hohenwiel. Meine Mutter war so erschöpft, daß sie den Wagen nicht mehr allein verlassen konnte. Die Sanitäter waren um uns bemüht — wir waren alle am Ende der Kraft. Ich habe nur immer die Kinderköpfe gezählt, um in dem Trübel keines zu verlieren. Eines hatte ich ja immer auf dem Arm zu tragen — heute noch muß ich mich fragen, woher ich die Kraft dazu nahm.

Zu allem Unglück mußte ich in diesem Augenblick feststellen, daß plötzlich meine Handtasche verschwunden war. Alles Suchen danach war vergeblich, ich war ganz verzweifelt. Nachdem die Ansprachen und die Bewirtungen vorüber waren, wurden auch die verlorengegangenen und wiedergefundenen Gegenstände ausgerufen, und siehe da, auf diese Weise erhielt ich auch wieder meine Tasche — aber zu meinem größten Entsetzen sah ich, daß die 380 Franken nicht mehr darin waren. 400 Franken hatte mir mein Mann mitgegeben, 20 Franken hatte ich bis dahin verbraucht. Alles Klagen und Jammern half nichts mehr, es änderte nichts an der Tatsache, daß ich auf einmal völlig mittellos und nun einzig auf die Hilfe des Roten Kreuzes angewiesen war. Man gab mir ein Schreiben in die Hand, auf welches ich mich berufen sollte. Und wieder befahl mich diese namenlose Bangigkeit vor unserer Zukunft. Den Tag über waren wir in einem Gasthof einquartiert und konnten wenigstens die Kinder gründlich waschen und in die Betten legen, und unzählige Male sagten die Kinder: „Mama, wir fahren nie mehr im Leben Eisenbahn.“ Ich hatte wirklich nicht den Mut zu sagen, daß wir abends trotz allem wieder weiter mußten. Ich hatte die Frauen vom Roten Kreuz so insändig gebeten, uns doch wenigstens eine Nacht in diesem Gasthof ausruhen zu lassen, aber mit größtem Bedauern mußten sie absagen, da mehrere Lazarettzüge erwartet wurden.

So mußte ich am Abend die völlig schlaftrunkenen Kinder wieder aus den Betten nehmen. Meine arme Mutter, sich selbst vergessend, war unermüdlich und hilfsbereit! Um 1/9 Uhr fuhren wir Richtung Würzburg, wo wir gegen 12 Uhr nachts ankamen.

Und wieder standen wir mit den Kindern auf dem zugeigen Bahnsteig über 1 1/2 Stunden, um auf den nächsten Zug zu warten. Ein Niederlegen war einfach unmöglich, alles war voll von Soldaten, welche selbst todmüde auf ihren Koffern und Tornistern hockten. Ein müdes Kind hat ich vom Arm gegeben, um ein anderes aufzuheben. Nach unserem Reisefest befragt, wurden wir vertrieben — nur noch zwei Stunden! Mitleidige Soldaten, wahrscheinlich selbst Familienväter, haben uns dann im Abteil Platz gemacht, und so muß ich vor Uebermüdung eingeschlafen sein.



Wann soll erben?

EIN RAT SCHLAC. FÜR'S TÄGLICHE LEBEN

Wenn man erbt ...

Der Eintritt einer Erbschaft ist gar nicht so einfach, wie man sich ihn meistens vorstellt. Hat eine Person den 1. in einem Testament zum Erben eingesetzt, so geht nach dem Tod des Erblassers ohne weiteres das Erbe auf A. über; ganz gleichgültig, ob dieser davon weiß oder nicht. A. erfährt nun von seinem Glück, und es herrscht bei ihm eitel Freude über die Erbschaft. Aber Vorsicht! Erbe werden kann auch unangenehm sein. Denn man erbt nicht nur das Aktiv-Vermögen des Erblassers. Das Gesetz bestimmt in § 1922 Absatz 1 des Bürgerlichen Gesetzbuches: „Mit dem Tode einer Person (Erbfall) geht deren Vermögen (Erbschaft) als Ganzes auf eine oder mehrere andere Personen (Erben) über.“ „Vermögen als Ganzes“, darauf kommt es an; denn das bedeutet nicht nur das Aktiv-Vermögen geht auf den Erben über, sondern darüber hinaus gehören zum Vermögen als Ganzes im Sinne des zitierten Paragraphen 1922 auch die Schulden des Erblassers. Was dazu gehört, sagt § 1967 ganz genau, indem er die Nachlassverbindlichkeiten, für die der Erbe haftet, folgendermaßen näher bestimmt: „Zu den Nachlassverbindlichkeiten gehören außer den vom Erblasser herrührenden Schulden die den Erben als solchen treffenden Verbindlichkeiten aus Pflichtteilsrechten, Vermächtnissen und Auslagen.“ Darum ist es ratsam, daß jeder, der zum Erben eingesetzt wurde, zunächst mal nachprüft, ob es sich überhaupt lohnt, die Erbschaft anzutreten. Wenn die Passiven höher sind als die Aktiven, dann ist die Erbschaft ja nur eine Belastung des Erben. Da gibt es einen Ausweg: man kann die Erbschaft ausschlagen.

Das muß aber innerhalb der gesetzlich festgesetzten Frist von sechs Wochen (siehe § 1944 des Bürgerlichen Gesetzbuches) geschehen, und zwar muß die Erklärung gegenüber dem Nachlassgericht erfolgen „in öffentlich beglaubigter Form“ (§ 1945 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Das heißt, der Erbe läßt die Unterschrift

seiner schriftlichen Erklärung von einem Notar beglaubigen. Wenn aber einmal die Erbschaft angenommen ist, so kann sie nicht mehr ausgeschlagen werden. Das Erbe ist noch nicht damit angenommen, daß der Erbe Handlungen vornimmt, die zur Sicherung oder Erhaltung der Nachlassgüter dienen.

Sobald aber der Erbe Sachen, die aus dem Nachlass stammen, an sich nimmt, so ist damit das Erbe als angenommen anzusehen. Das ist ebenso dann der Fall, wenn Nachlassforderungen, wie z. B. Lebensversicherungssummen oder Sterbekassengelder, eingezogen, verbraucht oder verpfändet werden.

In jedem Fall ist es vernünftiger, erst dann die Erbmasse anzurufen, wenn der Erbe sich davon überzeugt hat, daß die Erbschaft wirklich etwas einbringt. Nun hat also der Erbe endgültig durch eine besondere Erklärung oder auch stillschweigend das Erbe angenommen. Dann „vermisch“ sich das Vermögen des Erben mit dem Nachlass. Das bedeutet nunmehr, daß der Erbe für die Nachlassverbindlichkeiten grundsätzlich unbeschränkt haftet, also: der Erbe haftet auch mit seinem eigenen Vermögen.

Es gibt allerdings gesetzliche Hilfen für den Erben, durch die er in gewissen, vom Gesetz einzeln festgelegten Fällen eine Haftung für die Nachlassverbindlichkeiten ausschließen kann. So wird z. B. die Haftung des Erben für die Nachlassverbindlichkeiten auf den Nachlass beschränkt, wenn „eine Nachlasspflegerin zum Zwecke der Befriedigung der Nachlassgläubiger angeordnet oder der Nachlasskonturs eröffnet ist“ (§ 1975 des Bürgerlichen Gesetzbuches). Damit wird dann der Nachlass unter amtliche Verwaltung gestellt, und es verlieren vor allem die Gläubiger des Erben das Recht, in den Nachlass einzugreifen (§ 1984 Absatz 2 des Bürgerlichen Gesetzbuches).

Der Nachlassverwalter, der den Nachlassgläubigern verantwortlich ist, darf dem Erben den Nachlass erst dann übergeben, wenn alle bekannten Nachlassverbindlichkeiten erledigt sind.

sein und dadurch meine Aussteigstation, die Heimatsgemeinde meines Mannes, die zwischen Nürnberg und Würzburg liegt, verschlafen haben.

In Nürnberg

4 Uhr früh! Nürnberg, alles aussteigen! Aussteigen, Sonntag früh! Müd, krank, ich müde, fremd und ohne einen Pfennig Geld mit sieben Kindern und einer alten, gebrochenen Frau, so standen wir frierend auf dem Bahnsteig. Der Zettel vom Roten Kreuz half mir herzlich wenig. Jeder erklärte, in unserem Falle nicht zuständig zu sein. Einige Soldaten trugen die Kinder die Treppen vom Bahnsteig hinunter. Sie setzten uns in den Wirtschaftsraum und gaben mir den Rat, mich gleich an die Bahnhofskommandantur zu wenden.

An diesem Sonntag früh war alles geschlossen. Es sei fraglich, ob jemand käme, hieß es, auf jeden Fall nicht vor 9 Uhr. Endlich erschien ein hoher Herr mit einem goldenen Kragen, der mir ganz geduldig zuhörte. Er bedauerte, nicht helfen zu können, ich sollte mich ans alte Rathaus wenden. Er gab mir zwei Mark für die Kinder — das erste geschenkte Geldstück — ich schämte mich furchtbar — aber dann dachte ich an die Kinder und an die Mutter und wurde wieder ruhiger. Endlich einige Glas Milch und ein paar Semmeln. Mutter sagte mir mit einem todtraurigen Blick, daß der Zustand der Kinder sich geändert habe, die Zettl habe sich erholt, aber die Grottel sei ganz erschöpft — es war dasjenige Kind, welches durchaus nicht zum Friedhof wollte!

Und so frag ich mich in der fremden Stadt durch. Nach verschiedenen Telefonatrufen hieß es, die Polizeischwester wäre in der Kirche und käme erst um 11 Uhr. Endlich kam sie auch und ging jogleich mit mir an die Bahn. Dort trafen wir die Mutter in höchster Erregung und furchtbar verängstigt durch mein langes Wegbleiben. Die Schwester meinte, daß sie alle in einem Haus nicht unterbringen könnte. Sie telephonierte mit einer großen Anzahl von Stellen. Als sie mir dann die Nachricht brachte, jedes Kind in einem anderen Heim unterzubringen, habe ich mich ganz energisch gestraut.

Glücklicherweise hat mir mein Mann einen Brief mitgegeben an den Internationalen Hotelverband, und der Vorsitzende war Besitzer einer Gastwirtschaft in der inneren Stadt. Also nun hin zu diesem Mann. Außer der Kellerei konnte keines von den Kindern mehr gehen — so hat die Schwester einige Frauen an der Bahn er sucht, die Kinder zu tragen — der Zug war ein Bild des Jammers.

Die Wirtin hat uns freundlich aufgenommen, obwohl auch ihr Mann im Feld war. Und sie hat uns aufgenommen, nicht wie ein Wirt einen zahlenden Gast aufnimmt, sondern mit einem mitempfindenden Frauenherzen.

Noch ehe ich die Kinder in den Betten hatte, kam schon ein Kinderarzt. Bei Greterl stellte er eine doppelte Lungenentzündung fest und besonders das kleine Herz war zu sehr geschwächt, durch die Strapazen der langen Reise. Zwei von den anderen Kindern hatten starke Mandelentzündungen. Ich machte mir die größten Sorgen und Gebetsbitten, denn gerade dieses Kind hatte ich am wenigsten getragen, sie war dem Aussehen nach ja das kräftigste Kind und ihre beiden Beine schienen mir am solidesten. An ihr armes Herz hatte ich freilich nicht gedacht.

Der Arzt kam zweimal täglich, manchmal auch nachts. Die Wirtin hat uns auch in der Nachtwache abgelöst. Die Polizeischwester kam täglich früh nach dem Kinde sehen. Sie sagte mir, sie wisse nicht, wer für die Kosten aufkommen soll; ich mußte so bald als möglich in die Heimatgemeinde meines Mannes.

Am vierten Tag früh um 7 Uhr kam sie mit der Nachricht, sie hätte schon alles geordnet, der Wagen sei bestellt und mit dem Ortsvorsteher sei telephoniert worden — wir würden erwartet, wir müßten uns nur beeilen, damit wir den Zug noch erreichten.

Aber die Großmutter ist mit dem Kind geblieben, und ich bin mit den sechs Kindern an die Bahn gewandert. Der Keuchhusten hatte so allmählich den Höhepunkt erreicht — die Erstickungsanfälle waren zur Gewohnheit geworden, der Anblick verbläute angesichts des anderen Jammers.

Die Schwester fuhr mit uns bis nach B. Dort verbrachte sie uns auf einen Leiterwagen und so ging es landeinwärts. Als wir um 5 Uhr nach T. kamen, erwartete mich schon ein Telegramm: „Greterl um 1/12 Uhr sanft entschlafen, erwarde Deine Antwort.“

Es war das erste Mal, daß ich die Verwandtschaft meines Mannes sah — bisher kannte ich sie nicht. Die Mutter meines Mannes war vor zwei Jahren gestorben, und mein 72jähriger Schwiegervater wollte sich das zweite Mal verheiraten. Die zweite Frau war schon im Haus, die Söhne waren alle im Feld. Es ist überflüssig zu sagen, daß ich lästig war. Mein Schwiegervater sagte mir: „Ein paar Tag könnt's schon bleiben — aber so ham mir nix für euch, wärs doch bei deinem Mann geblieben.“

Die Pfarrstelle in dem Ort war damals unbesetzt, und der Dorfschullehrer verließ auch die Gemeindefriedhof, und in dieser Eigenschaft telephonierte er nach Nürnberg, daß niemand für die Beerdigungskosten aufkommen könne. Wenige Tage später erhielt ich einen Brief meiner armen Mutter, in dem sie mir die Beerdigung der armen Kleinen schilberte.

Indes hatte meine einzige Schwester in Wien mir 100 Mark geschickt, so hatte ich doch endlich wieder etwas Geld in Händen.

Die Kinder waren kränker geworden, und ich befand mich in einem Zustand der höchsten seelischen Erregung. Die Lehrersfrau brachte den zufällig im Ort durchfahrenden Arzt zu uns. Auf seine Veranlassung kam meine arme alte Mutter zu uns, um mir bei der Pflege der kranken Kinder zu helfen.

Schluß folgt.

Unsere SONNTAGS Seite

Zufallsaufnahme rettet Unschuldigen

Daß der gerichtliche Sachverständige durch sein Gutachten nicht nur die Schuld, sondern unter Umständen auch die Unschuld eines Angeklagten einwandfrei nachweisen kann, davon zeugt ein tragischer Fall, der sich kürzlich in einem südamerikanischen Seebad abspielte.

Zwei Freunde, begeisterte Segler, hatten in einer Rolle eine Fahrt längs der Küste unternommen, von der jedoch nur einer am Abend mit dem Fahrzeug zurückkehrte. Er berichtete, ganz verstört, daß sein Sportskollege auf den Mast geklettert sei, um nach anderen Fahrzeugen Ausschau zu halten. Dabei habe er, infolge eines kräftigen Windstoßes, das Gleichgewicht verloren und sei ins Meer gestürzt.

Die Darstellung schien glaubhaft, bis nach einigen Wochen die Leiche des Freundes ans Land geschwemmt wurde, die schwere Kopfverletzung gegen aufwies. Nun behauptete man, daß die Segelfahrt mit der Absicht unternommen worden sei, den Freund aus dem Weg zu schaffen. Er wäre wohl zuerst niedergeschlagen und dann ins Meer geworfen worden. Als Grund gab man eine angebliche Rivalität ob einer gezeigten Schönheit an, um deren Gunst sich beide seither vergebens beworben hätten. Zwar beteuerte der nunmehr Verhaftete seine Unschuld, aber es kam noch hinzu, daß die schweren, nicht erklärbaren Wunden, die man am Kopfe des Toten fand, die Beschuldigung wesentlich stützten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre wohl hier ein „Schuldig“ wegen vorläufigen Mordes gesprochen worden, auf dem die Todesstrafe steht, wenn den Angeklagten nicht im letzten Augenblick ein Zufall gerettet hätte.

Zur Zeit des Unglücks hatte ein Amateur vom Ufer aus eine Aufnahme des Meeres gemacht, auf der im Hintergrund, nahe am Horizont, das Segelboot zu sehen war. Auf dem Bilde bemerkte man neben der Mastspitze ein dunkles Pünktchen, das man zuerst nicht näher erklären konnte. Durch die Zeitungsberichte aufmerksam gemacht, übergab der Photograph das Bild der Gerichtsbehörde, die das Bild durch einen Sachverständigen untersuchen ließ. Das Ergebnis war überraschend. Bei hundertfacher Vergrößerung des schwarzen Pünktchens an der

Mastspitze konnte man in ihm deutlich einen menschlichen Körper erkennen, der mit dem Kopf nach unten fiel.

Damit waren die Angaben des Beschuldigten, daß es sich um einen Unfall handele, bewiesen. Die schweren Kopfverletzungen mußten durch das Aufschlagen auf den Bootsrand entstanden sein, was der Freund in seiner begreiflichen Aufregung nicht bemerkt hatte. Er wurde daraufhin sofort aus der Haft entlassen.

Der Ratspohn lieber als die Flinte

Der Franzose geht leidenschaftlich gern zur Jagd. Einmal des Spasses wegen, dann, weil er so billiger als im normalen Leben zu einem Braten kommen kann, und nicht zuletzt wegen der Gemütlichkeit, die sich im Anschluß an ein Treiben zu entwickeln pflegt. Weshalb er die Jagd auch fast immer in großer Gesellschaft ausübt und einem der zahllosen Jagdvereine beizutreten sucht.

Ein solcher Jagdklub hatte ein großes Revier in der Nähe von Lyons gepachtet. Aber seine Mitglieder begannen den Sport am verkehrten Ende. Sie fingen mit dem Vergnügen und der Gemütlichkeit an und ließen die Kaninchen und Rehe ungehört.

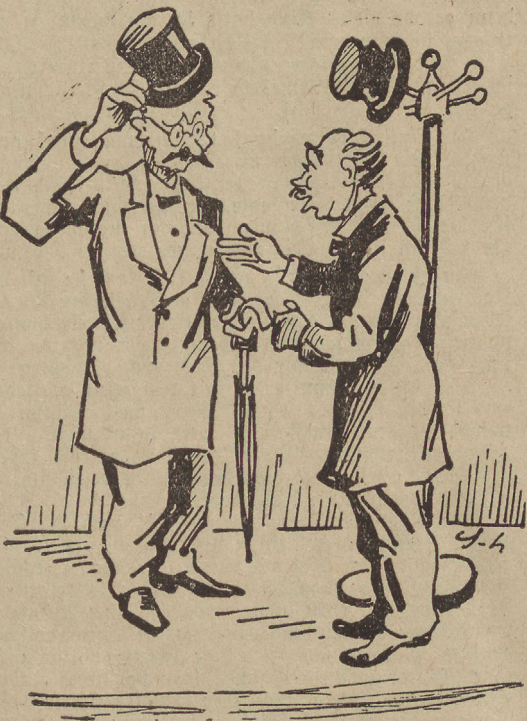
Bis sie eines Tages eine Schadenersatzklage erhielten. Ueber einige hundert Franken. Er habe nämlich, so schrieb der Eigentümer ihrer Jagd, sein Revier nicht zum Spaziergehen verpachtet, sondern damit darauf auch geschossen würde. Das aber hätten diese Sonntagsjäger noch nicht ein einziges Mal getan, und nun wären die Kaninchen so zahlreich geworden, daß sie alle seine Felder verwüsten hätten.

Was soll man sagen: die braven Nimrode mußten bleichen. In Zukunft werden sie wohl auch gelegentlich einmal einen Schuß abgeben.

Wer andern eine Grube gräbt . . .

Wenn in Gegenwart des Herrn Inspektor Meier die Rede auf einen gewissen Knox kam, dann gab es ihm einen Stich, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie beinahe: „Was, dieser Knox, das ist ein Schuft, ein Gauner, ein Strolch. Den Bruder kenn ich, der Kerl schwindelt ja.“

Die Stadt, in der beide lebten, war groß und weitläufig genug, daß sie sich hätten ausweichen können, allein der liebe Gott schien ein Vergnügen daran zu haben, die Wege der beiden so zu lenken, daß sie sich alle Augenblicke begegneten. Dann blieben sie sich mit recht ingrimmigem Verachtung auf die Fußspitzen, denn ins Gesicht konnten sie sich nicht sehen.



Zeichnung: Erwin Scharfenorth

Kurzlich war ein hoher Beamter gestorben, Herr Meier mußte zur Leiche gehen und — mit wem stieß er da zusammen? Natürlich mit dem Schwindler Knox. Beide trugen Zylinderhüte, allein selbstverständlich dachte keiner daran, etwa diesen Hut zu lüften, im Gegenteil, ihre Gesichter erstarrten zu Eis vor Verachtung.

Nach der Leichenfeier begab sich Herr Meier mit guten Freunden in ein Gasthaus, um den üblichen Leichentrunk zu nehmen, und richtig, gleich hinter ihm drängte dieser elende Knox herein. Ja, hier waren sie sogar durch die Umstände gezwungen, eine hübsche Zeit nebeneinander zu verweilen. Denn die Wirtstube war nicht allzu groß, und deshalb hatte man die Kleiderständer gleich neben der Tür aufgestellt. Also mußten sie hier zusammenstehen, und die Zylinderhüte nebeneinander hängen.

Später mußte Herr Meier einmal hinaus und da mußte er an dem Kleiderständer vorüber, an dem die beiden Zylinderhüte friedlich nebeneinander hingen.

Aber wie Herr Meier so den Hut Knoxens, als hinge noch dessen abscheuliches Affengesicht darunter, mit giftigen Blicken streifte, stieg in Herrn Meiers Gehirn ganz plötzlich ein strahlender, ja ein frohlockender Gedanke in die Höhe, jawohl, in eine himmelblaue Höhe schwebte dieser Gedanke hinaus. Dann dieser Raum da, in dem die Kleider hingen, war vom eigentlichen Lokal aus nicht zu übersehen, und kein Auge konnte hier also beobachten. Herr Meier steht, sieht sich um, reißt schnell Knoxens Zylinderhut vom Kleiderständer, haut mit der Faust auf den Hut, haut noch einmal und noch einmal, kurz, wie man zu sagen pflegt, er treibt ihn mit Wollust ein. Dann hängt er schadenfroh und voll befriedigter Rache den demaskierten vermoderten Hut wieder an die Knaagge und kehrt in die Stube zurück, glücklich und frohlockend.

Dann sitzt er und lauert, bis Herr Knox geht, und er freut sich schon auf Knoxens langes Gesicht, wenn er den Schaden entdeckt. Und wie nun Herr Knox geht, da erhebt sich Herr Meier, da geht er auch, denn das muß er sehen, da muß er dabei sein.

Freilich läßt sich Herr Meier nichts dergleichen antun, er nimmt mit erstarrtem Gesicht den unbefähigten Zylinderhut vom Nagel und will ihn gerade aufheben. Da klopf ihm aber der andere auf die Schulter und meint gelassen: „Erlauben's, das ist doch mein Hut.“ Merk!

Die geliehene Frau

Der russische Fürst Obolensky erzählt von der Jagd, die eine reiche Amerikanerin auf ihn oder, besser gesagt, auf seinen klingenden Titel macht. Die Belästigung durch die unternehmungslustige junge Dame fiel dem Fürsten schließlich auf die Nerven; er suchte keinen anderen Ausweg mehr und beschloß, sich eine Frau zu leihen. Ein hübsches Revuegitarist übernahm, natürlich gegen angemessenes Honorar, die Rolle der Fürstin, die sie mit Vollendung spielte. Auf den Gesellschaften, wo Obolensky seine Verfolgerin traf, plauderte das Girl über russische Verhältnisse, als hätte sie nie andere gesehen, und es fiel in diesem Kreis nicht weiter auf, daß sie Sibirien mit der Krim und Tolstoi mit Oscar Wilde verwechselte, und daß sie in tadellosem Amerikanisch von ihrer Heimat Kiev erzählte; man bewunderte höchstens ihr glänzendes Sprachtalent. Eines Tages bekam die falsche Fürstin von ihrer Rivalin ein glänzendes Angebot: sie solle sich von ihrem Mann scheiden lassen. Dafür wurden ihr 100.000 Dollar Schmerzensgeld und eine Jahresrente von 15.000 Dollar auf Lebenszeit ausgesetzt. Wie leid tat es der jungen Dame, dieses verlockende Angebot nicht annehmen zu können! Den Fürsten aber packte das Grauen vor soviel Hartnäckigkeit, und er ergriff schleunigst die Flucht nach Europa.

„Komm' bloß rauf!“

William war zwölf Jahre alt und das jüngste Mitglied einer Artistengruppe, die kürzlich in einem Prager Zirkus auftrat. Den Schluß ihrer Nummer bildete immer die berühmte Pyramide, bei der vier



Fiffi ist der Sport gleichgültig!
Wie man sieht, macht er sich seine eigenen Gedanken

Aufn. Associated Press

Fallschirmabsprung auf dem Jahrmarkt

Auf den Jahrmärkten haben die gemütlichen alten „Reisfchulen“, bei denen man auf kleinen hölzernen Pferdchen ritt, in den Riesensarassells des Jahrhunderts der Technik ernsthafte Wettbewerber gefunden. Da gibt es neben Schiffschaukeln, die uns hoch in die Lüfte schwingen, Flugzeuge und Zeppeline, die durch Riesenarme in der Mitte des Sarassells hoch emporgehoben werden, so daß die Insassen die Vorstellung gewinnen, als eigener Pilot durch das Luftraum zu steuern. Aber auch diese Wunderwerke des Sarassellbaues sind wahrscheinlich bald überholt; denn aus Amerika kommt die Nachricht, daß ein findiger Schaufeller die Jahrmärktebesucher zu einem Absprung im Fallschirm einlädt. Man wird mit einem Aufzug auf eine dreißig Meter hohe Plattform hinaufgeführt und stürzt sich von dort mit einem Fallschirm in die Tiefe. Durch eine sinnreiche Erfindung wird der Fallschirm wenige Meter über dem Erdboden aufgefangen und festgehalten, so daß für die Fallschirmspringer gar keine Gefahr besteht.

Reinfall in den Ferien

Einen peinlichen Reinfall erlebte eine tschechoslowakische Reisegesellschaft, die von einem geschäftstüchtigen, aber sonst unbekannten Reisebüro für drei Wochen nach Bulgarien verpackt worden war. Nachdem sie acht Tage in dem bulgarischen Seebad Varna gelebt hatte, mußte sie die Entdeckung machen, daß ihr Reiseleiter unter Hinterlassung beträchtlicher

Schulden „verduftet“ war. Außerdem war er die Kurztaxe, die Bezahlung für den Aufenthalt der Reisenden, ihre Verpflegung und ihre Rückfahrkarten schuldig geblieben, so daß niemand mehr den Reisenden den Unterhalt gewähren wollte. Auch die Bahn verweigerte den Rücktransport. Es bedurfte langer Telefongespräche, ehe durch das tschechoslowakische Konsulat wenigstens ein kleiner Zahlungsausschub erreicht werden konnte. Sämtliche Kosten müssen aber nun von den Reisenden selbst erlattet werden. Die billige Bulgarienreise ist dadurch sehr teuer geworden.

Eine Malerarbeit, die nie aufhört

Einer Arbeit, die niemals aufhört, widmen sich die Anstreicher, der gewaltigen Eisenbahnbrücke über den Firth of Forth in Schottland. Wenn sie ihre dreijährige Arbeit beendet haben und am jenseitigen Ufer angelangt sind, ist es Zeit, wieder von vorn anzufangen. Der Anstrich dieser Eisenkonstruktion muß beständig in einwandfreiem Zustand erhalten werden, da das Seewasser und die salzige Luft die Stahlträger leicht angreifen und rosten lassen.

Der Trauerzug als Erbe

Ein eigenartiges Testament hinterließ ein vor kurzer Zeit in Michigan verstorbener alter Junggeheile. Er verfügte, daß seine gesamte Hinterlassenschaft in der Höhe von 10.000 Dollar unter die Teilnehmer an seiner Beerdigung verteilt werden solle. Trotz mehrfacher Proteste der gleichmäßigen Erben blieb das Testament unangefochten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich mit möglichst großem Anhang an dem Trauerzuge zu beteiligen. Trotz eifriger Bemühungen war es ihnen jedoch nicht gelungen, den testamentarischen Beischluß geheimzuhalten, so daß sich im ganzen „180 Leidtragende“ einfanden, unter die die Hinterlassenschaft aufgeteilt werden wird.

In Mainz kann man den 50. Breitengrad sehen!

In Mainz hat man dieser Tage in der Nähe des Domes und des Gutenbergdenkmals in den Bürgersteig eine mit einer entsprechenden Inschrift versehene Metallstange eingelassen, die den hier durchlaufenden 50. Grad nördlicher Breite bezeichnet. Bekanntlich geht dieser Breitengrad direkt durch den Mainzer Dom.

Versuche mit wasserdichten Tanks

Im französischen Heer sollen Kampfwagen, die mit einer Art von Mörsermasse abgedichtet worden sind, Gewässer von 1,30 bis 1,40 Meter Tiefe ohne Schwierigkeiten durchfahren können. Während Kampfwagen bisher höchstens eine Viertelstunde im Wasser bleiben konnten, ohne daß der Motor Schaden nahm, sollen die neuen Wagen vor einem militärischen Prüfungsausschuß über hundert Minuten im Fluß manöviert und dann mühelos das Ufer erreicht haben.

Kugelsichere Anzüge

In einem New-Yorker Warenhaus werden seit kurzer Zeit Herrenanzüge verkauft, die sich von gewöhnlichen Anzügen scheinbar nur durch ihren viel höheren Preis unterscheiden. Daneben hängt jedoch eine Ankündigung, die die Kunden darauf hinweist, daß die Anzüge garantiert kugelfest sind. Das Gewebe ist nach einem besonderen Verfahren mit Metallfäden durchsetzt, die es so widerstandsfähig machen, daß eine Pistolenkugel, die aus zehn Meter Entfernung abgefeuert, den Stoff nicht durchschlägt kann. Die kugelsicheren Anzüge finden im Lande der Gangster einen reißenden Absatz.

Dittchen ZEITUNG

Dittkus, de noatangsche Meisterdeef

Von A. O. Dietrich-Kreuzburg Ostpreußen.

I.
Dat oahle Noathus en onfrier kleene noatangsche Stadt wurd omgebut, Wände on Dedde rufjereet. Em Torm, em oahle Jefängnis, funde de Lemmerlied boave, ganz undre Ded, een Brett, op dem folgender Vers enjefragt wär:

„Tobus es tohus“, seggt de Dittkus,
On huckt enne Klus.

Heere Buddel Noorn hebbe de Lemmerlied mie dat Breit averloate. Ed domöt — heidzie — tohus bie miene Oma, de nu fiesondachsig Noach oalt wat, oawer restig on kloar em Kopp wie ne Zwintigjähre es. Se es en disse Stadt jebore, on wenn eener wat von oahle Tiede weet, denn es je dat.

Ed zeij ehr dat Brett; ed les ehr dem Spruch veer, on wie se dem Noame „Dittkus“ heert, jehd ehr dat onttlich nem Ruds.

„Herrjeh!“ jäd se, on hül seel de Hand beeret opene Mül, „de Dittkus, de Meisterdeef!“

„Wiffo, wischalf?“ frog ed on pranzelt: „Diffe, batell!“ — On de Oma batell:

„Wat ed weet, dat weet ed von miene Groß-Älere. Mien Großvader hefft dem Dittkus als Kind noch jülfst jefehne on gesproake. Sie nemte em hier enne Jehend dem „Meisterdeef“, denn de Keerl hefft siele jekunt wie keen ander. He wär nicht hier ute Stadt; he wär oppe Groafschafft R. tohus, eene halwe Miel von hier. Se stoabl on he wildert, on dobie full em de Groaf doch recht goot



hebbe liebe kumt; he wull em fogar tom Jerster moake, oawer de Dittkus wull nich. He hefft jefeggt: „Wie miene Mutter mie tor Wilt drocht, do wär dat enne Dammesponung, denn miene Mutter wär ne Jiegeahnsche ut Lettane, on oppe Wunderschafft. Se wär halt dahungert on sturw, als ed anfang to lewe. Do hebbe de Jiegeahnsche nem Voß lebendig jegröep, ne Voß-Sie, wo Junge hadd, on an de hebb ed jefoage. Sull ed als Jäger nu womöglich miene Helfbröderjch dottscheere?“

Wie de Dittkus nu moak wedder utem Torm, ute „Klus“ kām — he hadd nämlich dem Borsemeister dem Seer uten Dach jeflant, on wielt he seel besop on doamet jeproacht hadd, hadde se em jefreeje — do hefft de Groaf to em jefeggt: „Dittkus! Du Spekboam! Dem dammliche Borsemeister kumst beischele — mi e nich — wie nich — dato best doch to jchwach!“

„Herr Groaf!“ hefft de Dittkus jefeggt, „de Voß klaut mich, wo he woahnt.“

„Du füllst, du füllst“, jäd de Groaf, „oawer du best doch to domut doto!“

„Na, na“, antwoort de Spekboam, „wenn Se welke, moak ed bie Enne ne Brod, Herr Groaf. Wat hebbe Se am lewste oppe Wilt?“

„Mien Wief on mien Beer, dem Rapphings!“ jäd de Groaf.

„Na denn toerscht dem Hingst“, jäd de Dittkus. „En acht Doag, Herr Groaf, klau ed Enne dat Beer utem Stall.“

„Ed loat dat Beer bewache“, dropp de Groaf.

„Bafeeke Se dat“ brommt de Dittkus, „en acht Doag jehert dat Beer mie.“

De Groaf leet dem Hingst en eenem Stall alleen bringe. Dag on Nacht huckt een Knecht oppe Knebb on hül dem oppjetönte Gaul ane Aren! fest. Dag on Nacht stund ane Stalledehr een Knecht opp Posten, on buie am Dohr stund enne Nacht noch Knecht.

Dree Doage bajinge — nuchst reht sed. Enne veerie Nacht wurde de Knechte dat Poststoahne all langwielig, on enne söfte Nacht bromnte se all, denn et wär Winter on foat enne Nacht.

En disse Nacht, enne twelfte Stund, kām opp dem Posten am Dohr een ganz oahler Wiefke to. Se hadd een ganz terreitetet Dot omme Kopp jemedelt on loacht jeh. Am Darm hadd se nem Dedelstorn, wie de Pragerwiewer hebbe. Se jamert dem Knecht nu veel veer von ehrem loahme Beer, on et wär so toalt, he full se doch em Stall bie de Köh schloape loate. On se weinert on se beddelt on hoakt utem Korno ne redt nete Schnapsbuddel rut. Jid hadd se nich, oawer nem goede Schnaps wull se em jehve. Na, dem Knecht wär loat, on wat kum dat schoade, wenn dat oahle, loahme Wief em Kofstall schleep. He nahm denn nu nem ornliche Ruds ute Buddel on zeicht noch de Dehr vom Köh-

stall. Oawer he hadd noch dem Darm utjefreht, do babrellt he all de Doje on — boms — leej he em Schnee oppem Nigge.

Dat oahle Wief hompelt ämerem Hoff noahem Hingststall; do batell se dem Posten, se wär de Mutter von dem Knecht veerem Dohr, on loahm on frank on jebrehtlich, on ehr Sähn hadd jefeggt, he, de Kameroad, wär e goder Keerl on hadd of ne oahle Mutter, on ehrem Sähn wär nu scheen warm do bute am Dohr.

Na, de Knecht docht seel, wenn dat so es, on de Stall es je groot genug, on dat oahle, loahme Wief kum je of noch beste oppasse, on de Schnaps wär nu enne Kall nich to berachte. — Noah jef Minute leej he wie sien Kolleej em Schnee.

De Groaf kum nich schloape en sienem Gemmelbedd. He stund enne Nacht opp, de Postes to reben-deere, on do fund he de Wefcheerung. Half stien-jefrochre leje de beide Knechts em Schnee. He reet de

Trautes Heim

Karl und August haben zusammen e orndliche Bierreis gemacht. Wie se so um Seejerich zwölz zu Haus torfeln, da meint der Karl: „Sieh man, August, du hast fein! Wenn jät zu Haus kommst, denn kraufft inne warme Soß. Deine Ollsche, die wart all auf dir. Morjens kriecht deinem Kaffee, na, und ieherbaupt und so! Und ich armer Jungesjell, ich muß mich erst aller jähst machen, mir erwart keiner. — Sieh man, ich hab fogar rächt. Bei dich is je noch Racht. Rüd man raus! Ich dant, hintre Gardin steht fogar noch deine Ollsche.“

„Wat?“ meint nu uns August, indem er forz.
„Wat?“ meint nu uns August, indem er forz.
mitte Rüd stehn bleibt und nach oben jelt, wobei er inne Aufreung gleich im Blatt versiel, „watt, mien Ollsche schleppi noch nich? Jäh, um Seejerich twelf? Franz, meest, äd dant, wie goahne lewer noch e Wiefke noch de Knip trigg!“
Lubb.

E Jachtspoaßche

Der Häre Verläng von Kalkader is wieder amal bei seine ostpreussische Jachtfreund aufes Land zu jech. — Einen Tag trifft er nu, wie er im Waldche spazieren jeh, e Gutsarbeiter, wo er von glaubt, daß er e Treiber vonne friehere Jachten is, was auch stimmen tut.

Zeitlich, wie der Häre von Kalkader nu amal is, redt er e paar Wortchens mitten Mann un jacht:

August Kumskat an Kardel Buttkus

Liebes Kardelche!

Dein letztes Briefche an mir hab ich in all seine inhaltliche Bestandteil jesehen.

Buttkus, alter Jugendfreund, Du hast also mit Deine Theresie aufem Schloßhof bei die Freilichtspiele de Bildunt einjegen! Aber auch gleich zwei von die große Schaulustfickers habt Ihr dort jekitt! War das nich amend rein zu viel in so kurze Abstand? Ich mein, daß Ihr hinterdrein alles durcheinander-jemängelt habt. Wer von die beide Wädchens hat Dir denn nu me e hr jefallen? Die Jungfrau aus die alte franzesische Familie oder das Käthe vom Heilbrunnen? Darieber jähreib mir bei Jelejenheit noch was, heerst? Ich muß Dir ja nu ehlich jagen, ich kenn beide Stickers nich. Wenn es solche sind, wo einem sehr mitnehmen, daß man am Rand der Tränen jeraten tut, denn ises besser jewesen, daß ich mit mein kraufftes Liesche nich hinfint. Du mußst man wissen, mein Ruffelche is mir in die letzte Zeit so sehr leicht aufjeregt. Se sagt, je hat's mitte Nerven. Bei die kleinste Kleinigkeit jeh je mir hoch, ich muß ihr behandeln wie so e robes Ehse. Ja, Kardelche, ich bin weien das junge Blut an meine Seit in Dohr. Frag doch mal Deine erfahrene Theresie, wie so was kommt und wie die Zustand wieder jerrückjuckrien sind. Ich mein immer, daß is de Redaktiohn nach all die jeschäftliche Nawachsch inne letzte Monate. Aber auf alle Fäll, frag Deine Theresie. Weicht hat mein Liesche auch was andres, wo ihr bedrikt — wer kennt sich in das verkniewelte lankhaarje Jeschlecht auch so genau aus!

Kardel, ich nehm nu dem alten Faden von mein Brief wieder auf und komm ausen Theater jekid. Auch wir Kumskatfische Eheleit möchden sich in diesen Winter edle Kunstjense hinjeben. Wir können uns ja denn alle vier fier einem bestimmten Tag e festes Plätzche sichern. Wo einer von uns Kumskats von weien bis Abendbrot inne Klops-Klaus mal nich so wech kann, würde sicher e Gast von uns auch ein-springen, wenn ich ihm vorher Bescheid stoff. De Hauptfach is, daß wir endlich fier unsern Innen-leben was tun. Du, das is garnich so ohne! Mal e Operche aufem Paradeplatz und denn wieder mal so e lustiges Schwantche aufe Hüfen; bei soinas, da sammelt se nödie Kräft fierem Alltad. Du, das brauchst nachdem zum Lebenskampf. Das is besser, wie sich einem untre Mitz zu hauen und ausen andern Tag mitte didem Schädlel dis rauchbeinige Leben im An-jeficht zu stieren. Jedenfalls hab ich fier diesem Winter de beste Vorjäh, wo ich dem Antioch von bloß Dir verdanken tu. Ei was meinst dazu, auch amal in

Stalledehr opp — do huckt sien Knecht besoppe wie fief junge Hund mettem Hindre enne Knebb, dem Lohm noch enne Hand, de Hingst oawer wär äwer alle Berje.

De Groaf schlocht on wettert; wat hül et em? De Hingst wär wech, de Dittkus hadd jefiecht.

Wie et oawer anfang, licht to ware, kām de Dittkus mettem Hingst oppem Hoff jereede. He droavt bet ant Schloß, kloppt am Groaf sienem Schloapstolwefinjer on reep: „Herr Groaf, welle Se een scheenet Beer keepe? Jief Doahler tom erjachte, jief Doahler tom zweite, jief Doahler — — —“

Do reet de Groaf dat Finster opp.

„Hund, wasluchter!“ brellt he. „Hier send de jief Doahler, bring dat Beer enne Stall!“

Dannet schmeet he dem Dittkus jief Doahler veere jeeet on kroop tored ent Voager. To siener Fru Gräfin oawer jäd he: „Veronika, nächste Weel mott de Dittkus di siehle!“ — — —

Miene Oma stund opp utem Behnstohl. „Wie dat mette Fru Gräfin kām, batell ed di andermaal. Beer hied es jenog. Denn jing de Oma schloape.

(Dat Aend kömmt dat neechste Moal).

Man nöch to koarsch

De Koarl gunt ömne Junferstroaß spazee. Doa figgd he butte e Märjälle goahne; nee, jowat hadd he noch nöch jefähne! Se hadd wittblondet Hoar, knallroode Löpfe on e schwarzet Sammetkleed möt so groote Stulpehandschies an, dat man doa opp jeddre Sieb twee Bund Kärsche berwoahre kunn. Nämbeie gunt e Hundle ane Kein, möttem Muul-torf. De wär vonne uländsche Sort: Hund, Dap am Kanintebod.

Möt eent figgd de Märjäll dem Koarbel an önn jäd: „Na, haben Sie nu nicht endlich jenuuch jekudt?“ — Doa jäd de Koarl: „Sull ed mi wäjen Enne wo Scheiklappe anbönde, Neel! Kewerjens sie ed önnem Hundjächterverein, önnem Värstand, önn das mott ed studeere, von wat wär Raf dat Hundle ös!“ — u.

Ok e Grond!

„Herr Jährer“, schrifft Fru Knöbelriet, „Mien Sähn, de Franz, häfft keine Zied To Enne häntokoame.

De August, watt mien Dahler äß, De foahrt nu oppem Fäld jroads Mäst On häfft dem Franz jenoahme, De mott emm helpe foame.

De Krät, mien Dahler, de äs fuhl, Of häfft he e jeschwollnet Mül.

Tom Kewerfloß häfft noch de Krät E bidet Spirkel oppe Jät.

Watt full da wieder woare?

De Franz mott wieder foahre.

Se brukt emm nich tom Pleeje, Egge, Nei, bloßich man, om „P r r r“ to jägge.

Lu.

E scheenet Oeller

(Platt aus dem Elbinger Landkreis)

De ohle Brang, dee wurd emtoal
Oppem Gerächt vānoahme;
Sien Deller wurd opp Dach onn Toal
Jenau nu bājenoahme.

„Wie alt sind Sie?“ frooch emm de Roat.
Dhl Brang jäd: „Veeronachtich!“
De Roat dee meend, dat weer e Stoat,
E scheenet Deller — warrafsch.

Dhl Brang, dee wiewacht möttem Kopp,
Weer anderich woll jefonne:
„Da neele, nee“, so jäd hee dropp,
„Doar hebb öd nuchst jefomme!“

Wie öd so twintich, därtich Noahr,
Doar weer noch wat to moake;
Jedoch, Herr Roat, dat öß doch kloar,
„Hied“ wöll dat nich mehr stroate.

To jene Zied, herrjeedochman,
Deed öd opp Beem noch trunpe;
Doch hiede kann öd öhler Mann
Man eenjich bloß noch juupe!“

Walther Braun.



Kardelche, man kann ganz traurich im Femielt werden, wenn man bedenken tut, daß wir nu bald im Herbst reinjehn werden. Wie kurz war doch bloß dis Sommerhe wo die Hälf von auch noch verjehnt is. Diese aufjehende Herbststimmung macht mir immer ganz melankonisch. Ich muß denn immer am menjlichen Leben denken. Jecht Dir auch so? Wie lang dauert noch, und der Herbst is auch beim Kumskat im vollen Gant. Ja, Du, das wurmt und friht an mir wie doll unn dammlich von weien die dahin-welkende Jugendkraft. Ich werd mir sehr, sehr schwer von meine Jugendfreiden trennen können, wenn mal so weit is, Kardelche. Weicht schubbert auch Dir bei meine Wort de Haut, aber es is doch mal de „unbeputerte Wahrheit“, wie's manchmal die Dichter nennen.

Eh ich verjessen tu, möchd ich Dir noch ein kleines Erlebnis mitteilen, wo ich kirzlich in meine Klops-

Klaus hadd. Da huckd sich doch einen scheenen Abend bei uns e altes verhuelttes, fruzjes Mannche rein und bestell sich e Portjohuche Bratkartoffeln ohne was dazu. Wir merkten, daß es bei ihm an das Neetichste haperd und leiden ihm bei wenichstens e rundes, fettes Rollmopsche noch aufem Teller. Na scheen, wir kamen mit das Altesche e bische im Feiprich rein und sprachen vonne alte Zeiten, wo in Keenichsbärch noch allens so spottbillich war. Wie er nu so nach-jemeliebt, da jagg er mit eins: Jiere halbet Dittchen hadd er in jene Zeiten e Dampferrfahrt, Aben-brot und daga noch Mufst jekrit. Mit das erklard er's auch. Nu heer man zu: In jene Jahre — es mußd aber Sommer sein — da fuhr er um mein abends mitte Jähr iebem Prejel fier e Fennich (das war de Dampferrfahrt); daga äß er zwei Semmels fier zusammen zwei Fennich und noch einem Zwerch-fas fier zwei Fennich; alles in allem machd das e hal-bem Dittchen. Ja und de Mufst vom Schloßturn, die bliesen je ihm umsonst. Nuchst zu machen, die Rech-nung stimmt! Solche Menschen sind ebend Lebens-künstler, wo wenich von jibt. —

Nu kommt noch was Kewerjies. Da hält mir doch vore paar Tag aufe Straß so e jeschneijetter Aff an, mitten ins Jemiehl, jerrp mir beiseit ane Mauer und jacht zu mir: „Sind Sie nich der Kar-del Buttkus?“ Ich tid ihm ganz entseiert an und sag naterlich: „Nei, ich heij August Kumskat!“ Wobrauf er frinjend meind: „Na denn entschuldjen Se man schon, Se sehn aber jenau so dammlich aus!“ Mit das war er auch schon wie wechjepust. Was jagt zu so e rotnasche Underschwämtheit? Nich mal berjolgen konnd ich dem Labommel, weil so e Jedräng war! Kardelche, häft wo inne letzte Zeit mit einem e Kewerbelahsch jehabt, wobei auch mein ehrlicher Name drunterfiel? Das sind doch ganz diestre Mächte, wo uns im Juid behuden, muß ich sagen. Fortsch man drierer nach. Ich bleib in Not unn Je-fahr frei an Deine Seite als

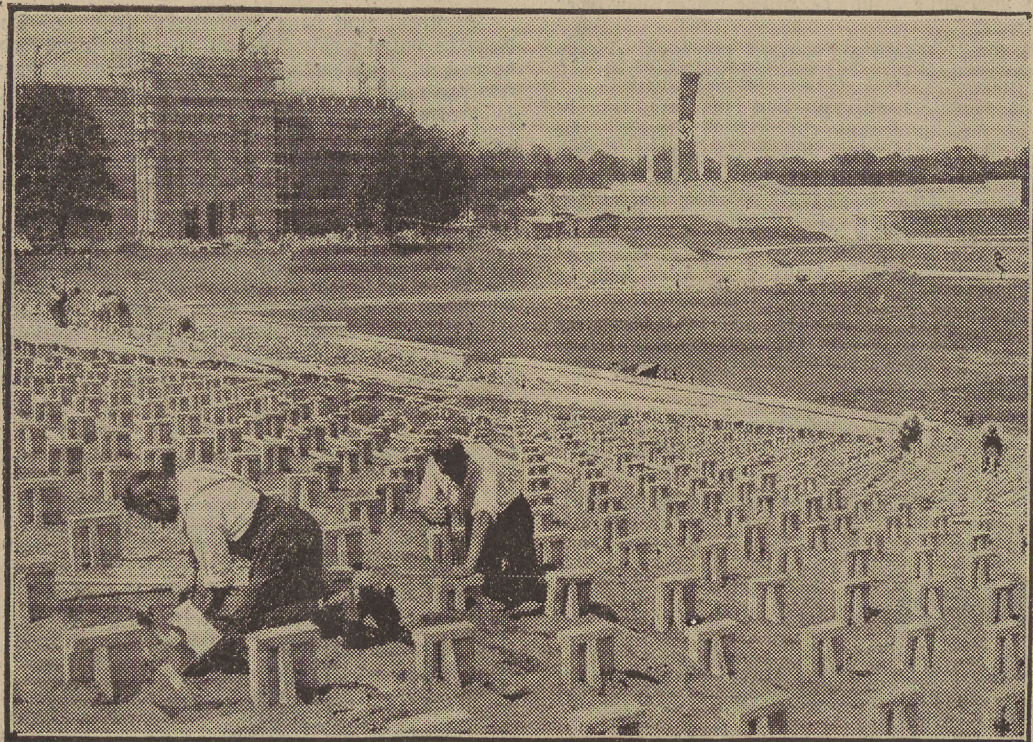
Dein treier Jugendfreund

August Kumskat.

Keenichsbärch, den 5. September 1935.

Druck und Verlag: Königsberger Allgemeine Zeitung und Verlagsdruckerei G. m. b. H. Hauptgeschäftsführer: Dr. Robert Volz. Verantwortlich für den Textteil: i. B. Dr. Gotte Fromme (zugleich Vertreter des Hauptgeschäftsführers); für den Anzeigen-teil: Johannes Markgraf, sämtlich in Königsberg Pr. —
Nr. 11. B. 1935: 12 531.

Zeitgeschehen im Bild



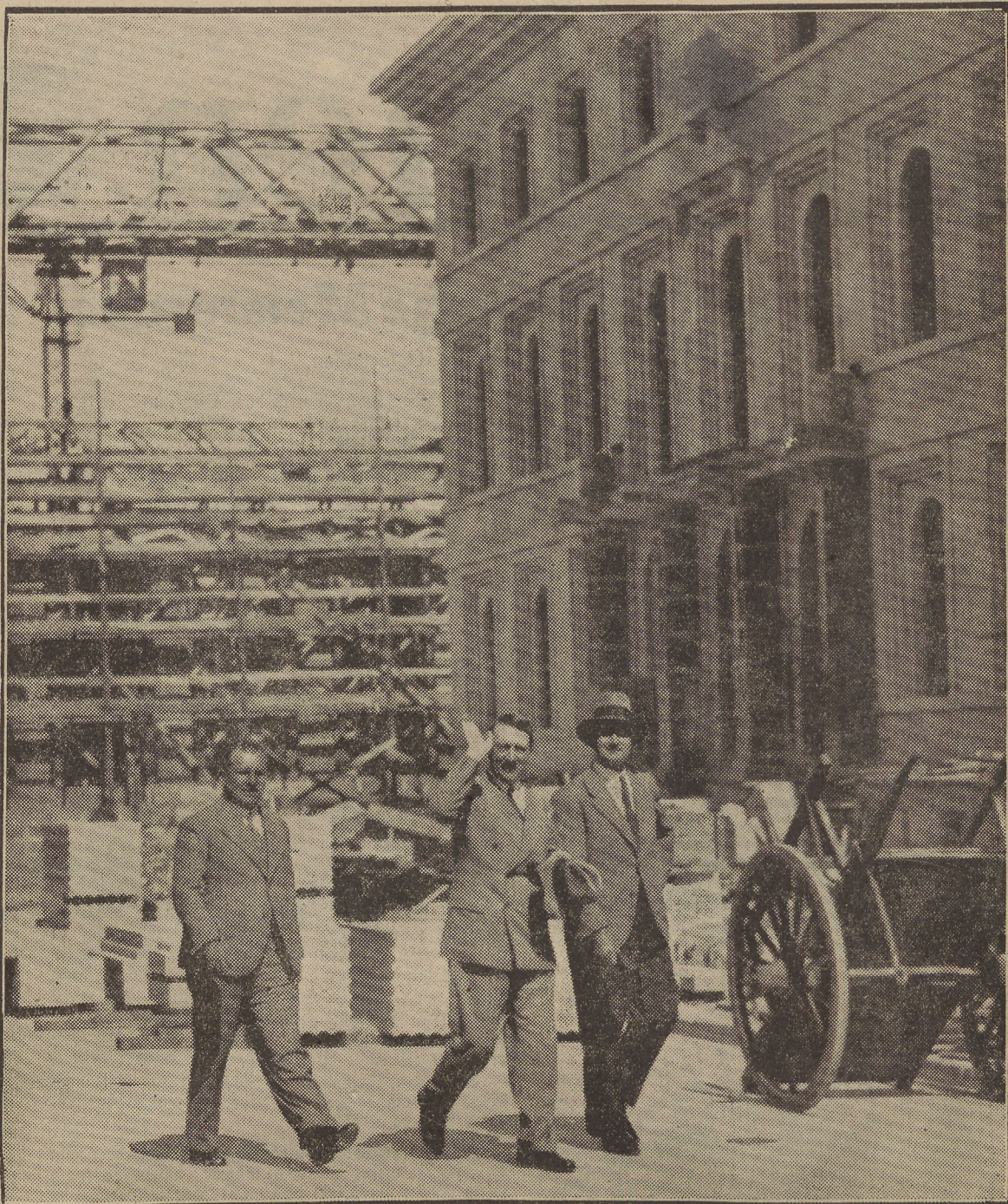
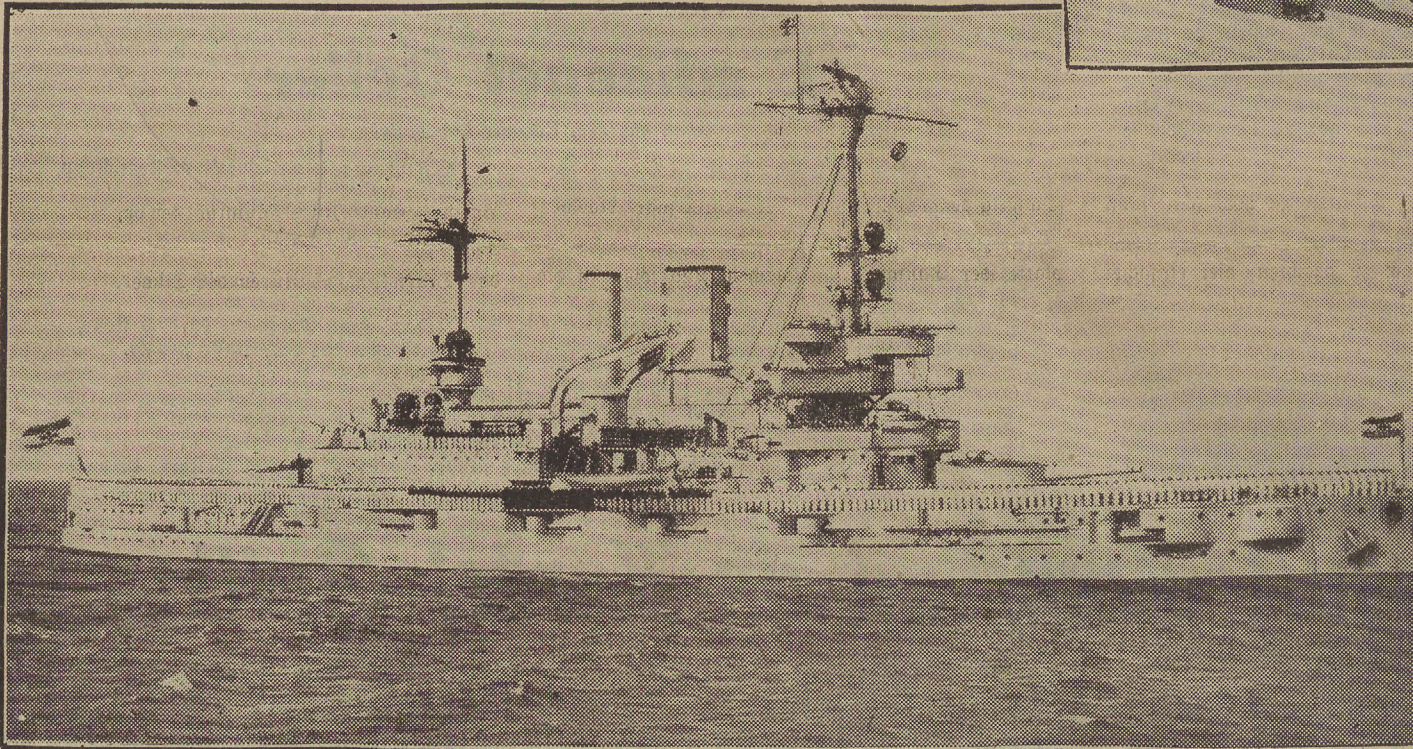
Reichsparteitag in Nürnberg

Ein Blick über die neue Tribünenanlage im Luitpoldhain (links die Luitpoldhalle).

Unten:

Der Führer bei der Flotte

Die „Schleswig-Holstein“ passiert in Paradeaufstellung das Führerschiff „Grille“.



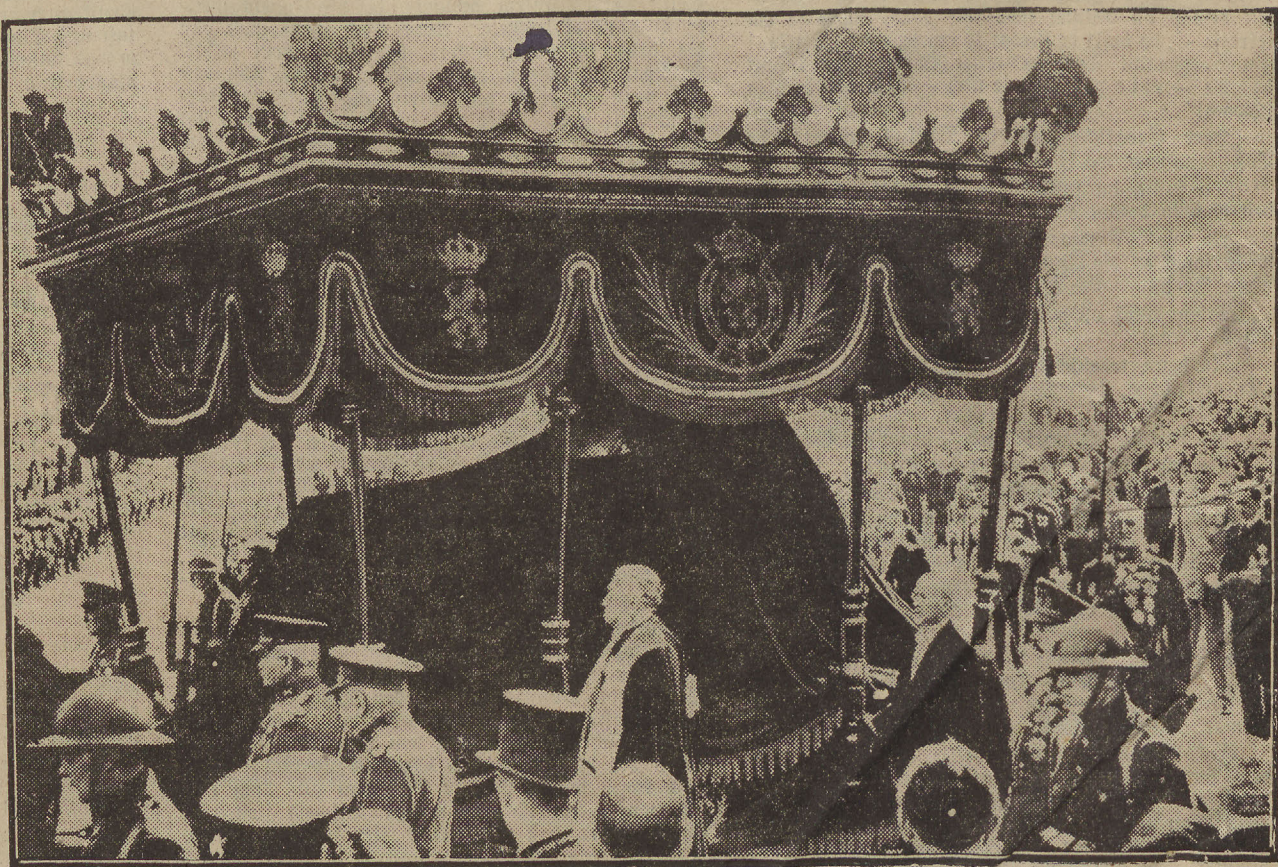
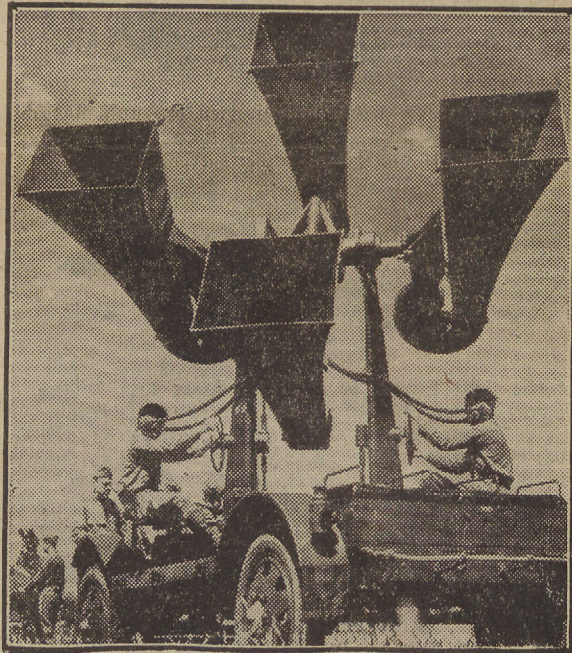
Der Führer

besichtigt in Begleitung von Reichsminister Rudolf Heß (rechts) die Parteibauten in München. Der Führer vor dem „Haus des Führers“ in der Briener Straße.

Rechts:

Ohren der Armee

Ein riesiger Horchapparat der amerikanischen Armee zur Feststellung der Annäherung von Flugzeugen.



Die letzte Fahrt der Königin von Belgien
Der Leichenwagen auf der Fahrt durch Brüssel.

Links:

Die Trauerfeier für die Opfer des Einsturzungsunglückes in der Hermann-Göring-Straße in Berlin

Aufn.: Scherl-Bilderdienst (2), Welt-Bild (2), Presse-Illustrationen (4), Presse-Bild-Zentrale (1)